

Brühler Zeitung

Brühler Lokalanzeiger - Brühler Stadtanzeiger - Brühler Volkszeitung

Anzeigenpreis für 1 mm Höhe 6 Pfg. im Textteil 20 Pfg. Biffergebühren und Auskunftsbeiträge 20 Pfg. für Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen und Plätzen keine Gewähr. Unverlangt eingelangte Beiträge werden nur dann zurückgeschickt, wenn Rückporto beiliegt.

Volksblatt der Stadt Brühl

Geschäftsstelle Schloßstraße 28 * Fernsprecher 21 08.

Bezugspreis durch den Boten frei ins Haus oder durch die Post monatlich 1.50 M. einschl. 30 Pfg. Trägerlohn und Beförderungsgebühr. — Die Brühler Zeitung erscheint täglich außer an Sonn- und Feiertagen. — Postfachkonto 8811 12742

Nr. 296

Montag, 18. Dezember 1939

42. Jahrgang

Die Erfolgsbilanz unseres Seekrieges

Unverändert schwerste Verluste bei Fahrten nach England — 120 000 t in einer Woche, insgesamt 1 Million Tonnen

DNB Berlin, 17. Dezember.

Auf Grund englischer Telexnachrichten und übereinstimmender Berichte in der neutralen Presse sind in der zweiten Dezemberwoche (8. bis 14. Dezember) in den englischen Gewässern mindestens 32 englische oder neutrale Handelschiffe mit einer Gesamttonnage von 119 324 Tonnen zugrunde gegangen. Darunter befinden sich 24 englische Dampfer mit einer Gesamttonnage von 97 771 Tonnen und 8 neutrale Schiffe mit aufammen 21 553 Tonnen.

Dazu kommt eine Reihe weiterer Schiffe mit „unbekannten Namen“, die entweder Minen zum Opfer fielen oder durch „Zusammenstoß“, „Feuer“, „Nisse“ und „Sandbänke“ zerstört wurden. Ferner wurde in der zweiten Dezemberwoche der Untergang von drei englischen Zerstörern mit einer Gesamttonnage von 4085 Tonnen festgestellt.

Da in der ersten Dezemberwoche der Untergang von mindestens 121 727 Tonnen Handelschiffe bekannt wurde, betragen die Verluste in beiden Dezemberwochen mindestens 241 051 Tonnen, ohne Einrechnung der Zerstörer. Damit nähert sich die Mindestziffer der seit Kriegsbeginn im Zusammenhang mit der englischen Handelschiffahrt gesunkenen Dampfer einer Million, zumal in der Zeit von Kriegsbeginn bis 29. November, wie bereits mitgeteilt, der Untergang von mindestens 735 768 Tonnen sicher war.

Einschließlich der von London vor einigen Tagen zugegebenen Verluste der englischen Kriegsflootte in Höhe von 74 045 Tonnen — die wirklichen Verluste sind zweifellos höher — beläuft sich der verlorene gegangene Schiffsraum

der englischen Kriegsflootte und der Handelschiffahrt von und nach England bis 14. Dezember auf wenigstens 1 050 864 Tonnen.

Weitere Schiffsuntergänge in englischen Gewässern

Sag, 16. Des. Wie amtlich aus London gemeldet wird, sind gestern innerhalb einer halben Stunde in der Nordsee zwei englische Tanker, nämlich der „Atheltemplar“ (8939 Bruttoregister-Tonnen) und die „Inverlane“ (9141 Bruttoregister-Tonnen) auf Minen gelaufen. 38 Mitglieder der Besatzung der „Atheltemplar“ sind gerettet. Das Schiff ist auf Strand gesetzt worden. Die „Inverlane“ ist in Brand geraten. Sieben Mann der Besatzung konnten gerettet werden.

Des weiteren teilt die Admiralität mit, daß der Fischdampfer „James Lubford“, der als Minenläufer verwendet wurde, auf eine Mine gelaufen und gesunken ist. Die beiden Offiziere und 15 Matrosen sind ums Leben gekommen.

DNB Amsterdam, 16. Des. Der Telegraph berichtet über neue Schiffsuntergänge in der Nordsee zum Samstag. So hat der holländische Frachtdampfer „Vennland“ die Beladung des griechischen Dampfers „Germaine“ (5217 Tonnen) im Atlantischen Ozean an Bord genommen. Das Schiff ist gesunken. Die „Germaine“ hatte 505 Seelen an Bord, muß aber kurz darauf untergegangen sein.

Die niederländische Presse berichtet ferner, daß der norwegische Dampfer „Joelina“ (1674 Tonnen) an der Nordostküste von Schottland

auf eine Mine gelaufen und gesunken ist. Das Schiff war unterwegs nach Grönemouth. Bisher ist von dem Schiff nur ein Rettungsschiff mit zwei Toten gefunden worden. Man nimmt an, daß der Tod durch Ertrinken eingetreten ist. — Der holländische Küstendampfer „Brinda“ hat elf Überlebende des schwedischen Dampfers „Urus“ (1499 Tonnen) in Rotterdam an Land gebracht. Die „Urus“ ist an der englischen Küste auf eine Mine gelaufen und gesunken. Zwei von den elf Geretteten waren schwer verletzt. Neun Mitglieder der Besatzung sind vermutlich ums Leben gekommen.

Britendampfer „Amble“ auf eine Mine gelaufen

DNB London, 17. Des. Der britische Dampfer „Amble“ (1162 to) ist durch eine Mine versenkt worden. Die 17 Mann starke Besatzung ging am Samstag an Land, nachdem sie sieben Stunden in offenen Booten auf der See getrieben war.

Zwei norwegische Dampfer durch Minen vernichtet

Oslo, 16. Des. Wieder sind zwei norwegische Lastdampfer an der englischen Ostküste auf Minen gelaufen. Der 3000 Tonnen-Dampfer „S. C. Flood“, der mit einer Kollisionsladung von Sulfid nach England unterwegs war, explodierte an der Tonne-Mündung. Von der 21köpfigen Besatzung wurden vier Mann gerettet. Die 2000 Tonnen große „Raani“, die Kollisionsladung für Schweden geladen hatte, kam in der Höhe von Newcastle. Nur 13 Mann der 19köpfigen Besatzung konnten gerettet werden.

Die glückhafte Heimfahrt der „Bremen“

Commodore Ahrens vor der in- und ausländischen Presse — Zweimal durch die „undurchdringliche“ Sperre der Engländer

DNB Berlin, 17. Des.

Commodore Ahrens, der mit einer Abordnung der Bremen-Besatzung in Berlin weilte, benutzte die Gelegenheit seines kurzen Aufenthaltes in der Reichshauptstadt, um vor Vertretern der in- und ausländischen Presse über seine abenteuerliche Fahrt zu sprechen, die als ein soebenmännliches Abenteuer in die Geschichte der internationalen Seefahrt eingehen wird. Aus den Worten von Commodore Ahrens, aus seiner humorvollen und witzigen Schilderung entstand ein anschauliches Bild vieler Fahrt mit ihren vielen Fahrnissen und Zwischenfällen. ... Doch lassen wir ihn am besten selbst berichten:

„Ich kann wohl ein Schiff über See bringen, das haben die Engländer ja gemerkt, ich kann aber nicht viele Worte machen“ begann der Commodore seinen Bericht. „Ich bin nur ein Seemann und werde auch niemals etwas anderes sein. Wir freuen uns jedenfalls alle, daß die Bremen in Sicherheit ist, umso mehr, als viele schwere Sorgen und Überlegungen mit dieser Fahrt verbunden gewesen sind. Die Verantwortung, die auf uns lag, war ja schon deshalb so groß, weil die Bremen als Flaggschiff des Norddeutschen Lloyd immer eine besondere Aufmerksamkeit in der Welt erregt hatte. Es gelang uns aber dank der vorzüglichen Besatzung, die ich an Bord hatte, die mit mir durch Dick und Dünn ging, und die genau wußte, warum es ging. Niemand von der Bremen wird diese Fahrt je vergessen. Mit einem vollständig verbunkelten Schiff brauchten wir mit 52 km Geschwindigkeit durch die englischen Sperren, haben sogar die Engländer — sie aber uns nicht!“

Im weiteren Verlauf seiner Schilderung erwähnte Commodore Ahrens die Verzögerung bei der Ausfahrt in New York. Diese Verzögerung sei allerdings insofern recht gut gewesen, als die Bremen nunmehr fast gleichzeitig mit drei anderen Schiffen, darunter dem englischen Dampfer „California“, aus dem Hafen fuhr. „Diesen Schiffen konnte ich ja nun zeigen, daß ich offenbar nach den Akoren fahren wollte. Ich feuerte mit höchster Belustigung davon — später allerdings war die Bremen mit einem Schlag dunkel und verschwand.“

Commodore Ahrens erklärte, daß zwei englische Kreuzer, die Vertreibung und ein anderer Kreuzer, von Halifax und den Ver-

mudas ausliefen, um die Jagd nach der Bremen aufzunehmen. Gleich zu Beginn der Reise gelang es jedoch, die Verfolger abzuwehren. In besonders herzlichen Worten rühmte Commodore Ahrens die Gastfreundschaft, die die Besatzung der Bremen in dem neutralen Hafen gefunden hat, den sie zunächst anließ, in Murmansk. Von der Bevölkerung sei alles getan worden, um den Aufenthalt recht angenehm zu gestalten. Sogar Kinovorstellungen und artistische Darbietungen seien für die Besatzung veranstaltet worden.

„Ich hatte meinen Leuten schon gesagt“, fuhr Commodore Ahrens fort, „daß das Schiff verloren und eine andere Fahrt aufzugeben muß. Aber diese Nacht liegt in Deutschland. Nacht ihr alle mit?“

„Ich sage Ihnen, die Kerls haben gebrüllt vor Freude. Sie haben aufgeschrien wie die Schiffehund. Sie haben Tag und Nacht kein Auge machen dürfen. Dieser Besatzung haben wir es zu verdanken, daß die Fahrt glücklich gelang — nicht zuletzt aber auch mit Hilfe unserer Wehrmacht. Also hieß es: alle Pferde aus dem Stall! Mit 120 000 P.S. los!“

Geduldig ließ dann Commodore Ahrens ein Kreuzfeuer von Fragen der Auslandsjourna-

listen über sich ergehen. Verschiedene lächerliche, wenn man ihn „ausheulen“ wollte, blieb aber niemals eine Antwort schuldig. Als man sich erkundigte, ob die Bremen im Geleite deutscher Kriegsschiffe gefahren sei, erwiderte er z. B.: „Nein, wir haben kein deutsches Kriegsschiff gesehen, nur deutsche Flieger, die in die Nordsee bekanntlich unter sich haben!“ oder auf die Frage, ob die Bremen bewaffnet gewesen sei, meinte Ahrens schlagfertig: „Die Bremen ist niemals bewaffnet gewesen — nur mit einer guten Geschwindigkeit!“

Die Tatsache, daß sich an dem lebhaften Beifall der Commodore Ahrens für seine lebhafteste Schilderung dankte, auch die Auslandsvertreter beteiligten, zeigte, daß die hervorragende Leistung dieses deutschen Seemanns und seiner tapferen Besatzung auch in der neutralen Welt Anerkennung und Würdigung gefunden hat.

Aus der Schilderung aber, wie ein völlig unbewaffneter Schiffsriese von fast 52 000 Tonnen zweimal die „undurchdringliche“ Sperre der Engländer durchbrechen konnte, und ungefährdet den Heimathafen erreichte, können wir nur den einen Schluss ziehen, daß es mit der unbeschränkten Seeherrschaft des kolonialen Albion ein für alle Mal vorbei ist.

Britische Luftangriffe erneut gescheitert

Deutsche Aufklärungsflieger über der Nordsee

DNB Berlin, 17. Nov. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: An der Westfront keine nennenswerten Kampfhandlungen.

Die Luftwaffe führte Aufklärungsflüge über den Nordseegebiet durch. Verluste britischer Bombenflugzeuge, in der Nacht vom 16. zum 17. Dezember die Inseln Norwegen und Schottland anzugreifen, scheiterten. Eine Anzahl Bomben fielen in die See.

Keinerlei Erfolge der Briten.

DNB Berlin, 17. Des. Heute nacht in der Zeit von 20 bis 2 Uhr flogen einige englische Kampfflugzeuge in die Deutsche Bucht in größter Höhe ein. Ein Flugzeug floh in Richtung auf die Insel Nordhorn und warf weit außerhalb des Wirkungsbereiches der

deutschen Abwehr vier Bomben kleineren Kalibers in See, ohne irgendwelchen Schaden anzurichten.

Erfolgreiches Stoßtruppunternehmen

DNB Berlin, 17. Des. Am Samstag stieß ein Stoßtrupp im Grenzgebiet östwärts der Mosel südwestlich Mandern vor und geriet in ein zeitweises recht heftiges Gefecht mit der Besatzung von sechs feindlichen Unterständen. Bei diesem Unternehmen, in das auch die Artillerie eingriff, wurden dem Gegner erhebliche Verluste zugefügt, während die eigenen Verluste gering waren. Zwei Mann des Stoßtrupps wurden vermisst. Die eingebrachten Gefangenen ermöglichen wichtige Aufschlüsse über die Feindlage.

Panzerkreuzer „Admiral Graf Spee“ durch eigene Sprengung vernichtet

DNB Berlin, 18. Des. Die zur Wiederaufstellung der Seefähigkeit des Panzerkreuzers „Admiral Graf Spee“ benötigte Zeit wurde von der uruguayischen Regierung verweigert. Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht hat unter diesen Umständen dem Kapitän z. S. Langsdorff den Befehl gegeben, das Schiff durch Sprengung selbst zu vernichten. Die Durchführung des Befehls erfolgte außerhalb der uruguayischen Hoheitsgewässer.

Die große Aufgabe

Die Wahrheit über den Krieg im Westen
P. K. Sonderbericht von Dr. Fritz Meske

Ueber die politisch-strategische Bedeutung unserer künftigen Front im Westen sind im Augenblick, was den Kriegsverlauf im großen betrifft, selbstverständlich noch keine endgültigen Wertungen möglich. Es wäre müßig, schon heute Vermutungen darüber anzustellen, ob der Krieg in irgendeiner Weise an der Westfront oder an einer anderen Stelle entschieden wird. Als feste und unabänderliche Tatsache kann aber bereits bezeichnet werden, daß die Art der Verteidigung im Westen den feindlichen Angreiferstaaten alle Möglichkeiten genommen hat, ihre mehr oder weniger konkreten Kriegsziele durch eine nochmalige Inbesitznahme deutscher Gebiete zu erreichen. Die Unangreifbarkeit der deutschen Westgrenze ist durch den bisherigen Kriegsverlauf aufs eindrucksvollste bewiesen. Zwei große verbündete Militärmächte, denen die materiellen Hilfsmittel der halben Welt zur Verfügung stehen, haben es nicht wagen können, ihren Angriffskrieg militärisch auch nur in die Wege zu leiten.

Seit dreieinhalb Monaten besteht nun im Westen der Zustand einer künftigen, aufs höchste gesteigerten Bereitschaft der Kriegsgegner, ohne daß es bisher zu Kampfhandlungen gekommen wäre, die die Kriegslage im großen hätten beeinflussen können. Weder die östliche Artillerie- und Schützentruppentätigkeit, noch die erkennbaren Kämpfe um das Vorfeld zwischen den beiderseitigen Befestigungslinien sind als kriegsentscheidende Unternehmungen gedacht gewesen. Es gibt jedoch nur wenige deutsche Volksgenossen, die sich in diesen Zeiten taglicher Wehrmachtsberichte den Blick trüben lassen für die ungeheure Größe der sich abzeichnenden Entwicklung. Das deutsche Volk ist aufs tiefste erfüllt von dem großen Zug dieser Zeit. Es erkennt die gewaltige Aufgabe der Westfront, auch wenn im Augenblick unsere praktische Marine weit mehr banggreifliche und begeisterte Erfolge davonträgt als das Meer. Und doch ist es nötig, dem deutschen Volk immer wieder ein klares Bild davon zu geben, welche Fülle von entlassenen, voller Arbeit und einflussreicher Soldatenerziehung sich hinter den Säulen des täglichen Wehrmachtsberichts verbirgt. Das Meer und die eng mit ihm zusammenarbeitende Luftwaffe verdienen es, daß sie auch in Zeiten schwerster Pflichterfüllung vor jedem Mißverstehen von vornherein geschützt werden.

Nur hundertprozentige militärische Laien könnten sich den Krieg im Westen etwa so vorstellen, daß die Soldaten unausgeseht in den unterirdischen Befestigungswerken des Westwalls verbleiben und sich die Zeit mit Statistiken und Verpflegungsgewinnungen vertreiben und im übrigen dem ausichtslosen feindlichen Angriff ohne Erregung entgegensehen. Gewiß ist über Rdb-Veranstaltungen, Seeresüchereien und sonstige dankenswerte Bereicherungen des soldatischen Daseins in der Doffentlichkeit mehr bekannt geworden, als über den eigentlichen militärischen Dienst, der ja in Kriegsszeiten mehr als je eine innere Angelegenheit der Wehrmacht bleiben muß. Wenn heute große Truppenmassen an der Westfront stehen, ohne daß eine Entscheidungsschlacht geschlagen wird, so darf jeder überzeugt sein, daß diese Soldaten an dieser Stelle und in dieser Zahl nötig sind, um dem deutschen Sieg im großen sicherzustellen.

Wir fürchten nicht, militärische Geheimnisse auszulassen, wenn wir in dieser Zeit steigender Erhebungen der Kriegführung durch die Witterungsverhältnisse einmal ein deutsches Wort über den Krieg im Westen aussprechen. Dieser Krieg bedeutet für unsere Soldaten gerade wegen der scheinbaren und doch

so unübersehbare Stabilität der Verhältnisse einer anstrengenden Leistungsprobe erster Ordnung. Er erfordert reifste Disziplin und große Leistungen von Führung und Truppe. Er ist alles andere als eine Möglichkeit der Erholung und Beruhigung, sondern er ist eine bitterste Angelegenheit, mit der nur ganze Männer fertig werden können. — Wer den deutschen Soldaten kennt — und dazu gehören vor allem unsere Feinde — der weiß, daß das rückwärtsgeleitete in der Angriffschlacht stets der Angelpunkt gewesen ist, um den alles Denken und Fühlen unserer Soldaten kreiste. Auch heute wären Hunderttausende von jungen und alten Kriegern glücklich, wenn sie den Befehl bekämen: „Drauf und durch!“ Wo und wann dieser Befehl erteilt wird ist jedoch nicht der Gegenstand ihrer Erwägungen. Sie sind Soldaten und gehorchen — auch unter Verzicht auf Entfaltung jenes höchsten soldatischen Ethos, das im siegreichen Sturmangriff den eigentlichen Sinn des Manneslebens erkennen. Man soll es zu würdigen wissen, daß trotz dieser monatelangen Zügelung gepanzerter soldatischer Energien die seelische Schwungkraft des Westwärtseuropas voll gewahrt wurde. In einer Art, die die Geschichte noch zu werten hat, ist die Idee der ständigen Front im Westen vom deutschen Heere aufgenommen und verwirklicht worden, und zwar ohne Bruch in der Überlieferung, auf den Entschluß der obersten Geistesstellung des deutschen Soldaten.

Wer etwa glaubt, daß die ständige Front in Deutschland eine Armee von Söldnern erzeugt habe, wird noch Gelegenheit haben, sich vom Gegenteil zu überzeugen. Die Front ist in erster Linie ein fester Schutz der deutschen Nation, also eine unerhörte Verankerung unserer Feuerkraft, die damit die Eigenschaft der unüberwindlichen Dauerhaftigkeit erhalten hat. Für den Soldaten sind sie weder eine bequeme Lebensversicherung noch ein gewohnter Kampfraum, sondern ein entschlossenes Kampfmittel, das zu gegebener Zeit anzuwenden ist. Immer noch hielt sich der Krieg im Gelände ab, wo der Infanterist die Lage entscheidet, wenn er mit seinem Körper und mit seiner Waffe vom Boden Besitz ergreift. Es ist bezeichnend, daß der Feind bisher an keiner Stelle auch nur in die Nähe der deutschen Befestigungslinie herangekommen ist und daß alle Kampfhandlungen sich weit im Vorfeld des Westwärtseuropas abspielen.

Diese viel zu wenig beachtete Tatsache gibt dem Krieg im Westen sein charakteristisches Gepräge und erklärt die großen Schwierigkeiten, die die Truppe bei der Erfüllung ihrer Aufgabe zu überwinden hat. Die vordersten deutschen Stützpunkte stehen heute im allgemeinen unmittelbar an der französischen Grenze, also — abgesehen von der Rheinfront — viele Kilometer vor dem eigentlichen Westwall. In diesem Gebiet sind die Stellungen der deutschen Truppen ein Leben, das von den Unannehmlichkeiten des Feindes so ziemlich alles vermissen läßt. Ständige Fühlung mit dem Feind und Arbeit über seine Abstände ist oberstes Gesetz. Die Arbeit der Spähtruppe, die Tag für Tag und Nacht für Nacht ins Niemandsland vordringt, ist jedesmal eine vollgültige soldatische Leistung, auch wenn nicht immer der gewünschte Erfolg erzielt wird. Jede Bewegung im eigenen Vorfeld und im feindlichen Gelände vollzieht sich heute in einem unglaublichen Maß. Der Soldat im Vorfeld kann auf seine äußere Erscheinung nicht eitel sein, und er hat tagaus, tagein fieberhaft zu tun, um durch Stellungsausbau seine Widerstandskraft und seine Widerstandsfähigkeit zu erhalten. Dantbar steht er an seiner Seite die erdrückende Kammeraden der Bauabteilungen in den Uniformen des Reichsarbeitsdienstes. Was diese alten und jungen Männer unter den schwierigen Verhältnissen häufig im feindlichen Feuer, im Vorfeld und im gesamten übrigen Kriegsgebiet täglich leisten, wird ein befremdetes Ausland nicht verstehen. Nach einer gewissen Zeit werden die Vorfeldbataillone abgelöst, denn Ruhe und Wiederholung sind für Mann und Pferd und Waffe allmählich dringend notwendig. Sie finden ihre Vollendung in einer völligen Aufreißung der Ausbildung, bis der Befehl zum neuen Einrücken ins Vorfeld eintrifft.

Natürlich hat der Soldat in diesem ständigen Wechsel in all dem Dreck und der Anstrengung des Dienstes auch einmal Zeit zu einem dauerhaften Skat und zu einem fröhlichen Lied. Es geht Gott sei Dank nicht griesgrämig zu an unserer Westfront, sondern es herrscht ein gesunder Humor und ein flotter jugendlicher Geist, der von alten und jungen Soldaten gleichmäßig gepflegt wird. Andererseits wird ja immerhin auch täglich geschossen, und wenn das Ausmaß dieser Schießereien auch bisher bescheiden geblieben ist, so hat es doch zur Folge, daß der Ernst des Krieges in den Taten und Verwundeten immer wieder sichtbar in Erscheinung tritt. Das äußere Bild des deutschen Soldaten an der Westfront ist durchaus gewöhnlich von der Wirklichkeit dieses Krieges mit allen seinen Opfern, Anstrengungen und Entbehrungen, aber auch von seiner hochgemuten Stimmung und seiner unüberwindlichen Kameradschaft. Solange Deutschland mit den Westmächten im Kriege steht, wird die Westfront dieses Bild immer klarer ausprägen. Es zeigt den Soldaten aller deutschen Stämme im Vollbesitz seiner kämpferischen Werte — nämlich bereit zum letzten Einsatz wie zu reinlicher Pflichterfüllung im Alltag des Dienstes. Das Wort „Front“, das im Weltkrieg bereits höchsten Adel erlangte, wird auch in der Geschichte dieses Krieges nur mit Ehren genannt werden!

Bruchst Du Rat in Luftkuchentagen — Geh zum Blockwart oder zur nächsten Dienststelle des Reichsluftkuchens!

Blockadedämmerung in London!

England über die Erfolglosigkeit der Demotrafien Karl beunruhigt

Brüssel, 16. Dez.

Der Londoner Korrespondent der „Gazette de Charleroi“ meldet, die Geheimnisse des britischen Parlaments sei von der Regierung nur deshalb aufgedeckt worden, weil sie endlich verstanden habe, daß „gewisse Besorgnisse“ hinsichtlich der Kriegführung beunruhigt werden müßten.

Tatsächlich sei der hundertste Tag des Krieges erreicht worden, ohne daß die Westmächte irgendeine große Initiative unternommen hätten. Man sei in politischen Kreisen Englands mehr und mehr überzeugt, daß die Blockade, selbst wenn sie mit der größten Härte angewandt werde, im gegenwärtigen Krieg nicht dieselbe Wirksamkeit haben werde wie im Weltkrieg 1914—1918. Wenn man hoffen wollte, Deutschland durch die Blockade niederrücken zu lassen, dann müßte man sich für einen Krieg von über zehn Jahren vorbereiten. Es müßte daher ein anderes Mittel gefunden werden, um eine Entscheidung zu erzwingen.

Alle Welt frage sich nun, wie die britische Regierung den Krieg gewinnen wolle, welches ihre Pläne seien, und ob sie überhaupt einen Plan habe. Bis jetzt habe man außer der Blockade keine Maßnahmen getroffen, um den Feind zu vernichten. Die militärischen Sachverständigen glaubten nicht an die Möglichkeit eines englisch-französischen Durchstoßes an der gegenwärtigen Westfront. Das würde gewaltige Verluste mit sich bringen, und es sei keineswegs sicher, daß die Alliierten dabei gewinnen würden. Andererseits sehe man ein, daß auch der Seetrieb seinerlei endgültige Lösung bringen könne. Es bleibe also nur der Luftkrieg übrig.

Wenn England diesen Krieg gewinnen wolle, müsse es aber die Offensive ergreifen. Man frage sich, ob die Regierung in diesem Sinne reiche. Der Korrespondent vermutet, daß Chamberlain im Verlaufe der Geheimführung einige Andeutungen darüber gemacht habe.

Neues Bekenntnis zur Achse

Große außenpolitische Rede Graf Cianos unterstreicht die ungebrochene Wirksamkeit der deutsch-italienischen Zusammenarbeit

Rom 16. Dez.

Der italienische Außenminister Graf Ciano hielt am Samstagvormittag seine in aller Welt mit großer Spannung erwartete Rede vor der faschistischen und korporativen Kammer. Er gab in mehr als zweistündigen Ausführungen einen umfassenden Überblick auf die italienische Außenpolitik seit 1935 und ihre Entwicklung, um dann die aktuellen Fragen zu erläutern, wie sie kurz im Tagesbesitz des Großen Rates des Faschismus bereits verhandelt worden waren.

Schon lange vor Beginn der Sitzung war das Haus bis auf den letzten Platz besetzt. Besonders stark vertreten war das diplomatische Korps, darunter Botschafter von Madagaskar; nicht besetzt waren auch die Tribünen des Hofes und der hohen Militärs. Sämtliche Nationalräte waren in feierlicher Uniform erschienen und begrüßten den Duce und den Außenminister mit stürmischen Huldigungen. Kammerpräsident Grandi eröffnete sofort dem Außenminister Ciano das Wort, der an die bekannte Probezeitung des Duce erinnerte, daß sich Europa zwischen den Jahren 1935 und 1940 an einem Wendepunkt befinden werde. In der zweiten Hälfte der Ausführungen gab der italienische Außenminister dann einen umfassenden Überblick über die einseitige Rechtfertigung der faschistischen Außenpolitik der letzten Jahre. Dabei legte er die tiefsten Ursachen der Krise dar, in der sich Europa befindet und wie klar und entschieden auf die Kriegsschuld der westlichen Demokratien hin. Dann gab er einen Überblick über die historische Entwicklung, die zu der Freundschaft zwischen Deutschland und Italien führte, und bekannte sich genau so, wie das kürzlich der Große Rat des Faschismus tat, auch weiterhin zu der Freundschaftspolitik zwischen den beiden Achsenmächten.

In seinen weiteren Ausführungen kam Außenminister Graf Ciano auf Italiens finanzielle Beteiligung an dem spanischen Freiheitskampf zu sprechen und auf die Angliederung Albanien, die sich für Italien als lebensnotwendig herausgestellt habe. Einen großen Teil seiner Rede widmete Ciano dem polnischen Problem und seiner Vorgeschichte. Er kam zu dem Schluss, daß das Vorgehen des Reiches angesichts der heimlichen Einreisungsmannschaft der demokratischen Kriegsheer nur zu berechtigt war. Insgesamt war die große Rede des italienischen Außenministers eine überzeugende und historisch belegte Anklage gegen Versailles und eine glänzende Erklärung des Kampfes der jungen aufstrebenden Nationen Europas um ihr Lebensrecht.

Die Darlegungen Cianos

Die Rede erhält ihren Wert vor allem durch eine Reihe von Feststellungen über die Entstehungsgeschichte und die Ursachen des Konflikts, der heute ganz Europa erschüttert. Insbesondere verdient Beachtung sein Hinweis auf die verzögerten und gewordenen Ratschläge des Duce, der seit 1921 auf die Notwendigkeit einer Revision der ungleichen Friedensverträge hingewiesen habe, der aber dabei immer der verhängnisvollen Formel „Revision bedeutet Krieg“ begegnet sei. Und auf diese Formel hätten sich jene Luft-

Interessantes Eingeständnis

Rom, 16. Dez. Dem französischen Finanzminister Reaumont ist — wie die „Tribuna“ in einer redaktionellen Studie betont — ungewollt auch ein Lob für Deutschland entfallen. Bei der Beurteilung für neue schwere Steuerlasten habe er erklärt, daß die Widerstandskraft des deutschen Volkes nicht unterschätzt werden dürfe, und daß seine Disziplin nicht etwa ein Symptom der Armut sei, wie es die Hungerer in vertriebenen Proleten glauben möchten. Sie sei nur der Beweis seiner unbegrenzten Entschlossenheit, auf allen Gebieten mit festem Einsatz zu kämpfen. Das Gewohnheitsdenken der Deutschen an Entbehrungen sei ein viel davorstehender Faktor als eine Goldreserve.

Dieses in Frankreich bestimmte nicht mit Begeisterung aufgenommene Eingeständnis habe, wie „Tribuna“ abschließend unterstreicht, seine besondere Bedeutung, denn es verrate, daß das Gold, auf dem die letzten Berechnungen der Beherrschung der Weltwirtschaft aufgebaut seien, zur Lösung des Problems nicht ausreiche. Diesen Elementen stelle sich eine unerhörliche Macht, die des Geistes, gegenüber, mit der die Hungerer nicht gerechnet hätten und die keine abstrakte Formel, sondern eine im Sinne der neuen Geschichte wirksame Realität sei.

Großer Buttermangel in England

Urlauber werden selbst zu Weihnachten nicht berücksichtigt

Amsterdam, 17. 12. Der Daily Express greift das Ernährungsministerium heute wieder wegen seiner mangelhaften Organisation an. Die zu Weihnachten von der Front nach Hause kommenden Soldaten würden keine Butter erhalten können, so stellt er fest. Ein Beamter des Ernährungsministeriums habe erklärt, daß es zwar hart linge, daß aber viele dieser Soldaten keine Butter würden erhalten können. In dem augenblicklichen Stadium, wo die Nationierung tatsächlich noch nicht eingeführt sei, sei es unmöglich, diese Urlauber vorübergehend irgendwas zu registrieren.

Finnland beruft die Reservisten ein

Selkinki, 16. Dez. In Maueranschlägen wurden am Freitag in Helsinki und ganz Finnland alle noch nicht einberufenen Reservisten aufgefordert, sich unverzüglich bei den militärischen Dienststellen anzufinden. Wie verlautet, handelt es sich um Reservisten bis zum 40. Lebensjahr und um Reserveoffiziere bis zum 60. Lebensjahr. Die Einberufung der Landwehr ist noch nicht erfolgt. Einberufen sind damit alle militärischfähigen Männer vom 20. bis zum 40. Lebensjahr.

500 000 Finnen unter Waffen, das Ergebnis der Gesamtobilisierung

Helsinki, 17. Dez. Mit der Einberufung weiterer Reservisten sieben zurzeit 20 Jahrgänge, nämlich vom 20. bis 40. Lebensjahr, unter Waffen. Bei einer Mobilmobung des Jahrganges zu 20 bis 25 000 Mann und abzüglich der für die Aufrechterhaltung der Industrie und sonstigen vom Seeresdienst Befreiten kann damit gerechnet werden, daß gegenwärtig 400 000 Mann an den verschiedenen Fronten unter Waffen stehen. Hierzu müßten die im finnischen Schutzkorps teilweise erfahrenen Lebensalter unter 20 und über 40 Jahren gerechnet werden, die man vielleicht mit etwa 100 000 Mann veranschlagen kann, so daß die Gesamtstärke der zur Verfügung stehenden Saupreparatruhen und Schutzkorps etwa 500 000 Mann beträgt.

Die Finnen zur militärischen Lage

Helsinki, 17. Dez. Von finnischen Seite verlautet, daß die Russen auf der Karelisten Landenge am Taipaleenjoki am 15. Dezember morgens einen neuen Angriff mit starken Kräften nach heftiger Artillerievorbereitung und Unterstützung von 50 Tanks eingeleitet hätten, der zurückgewiesen worden sei. Zu weiteren russischen Angriffen sei es an der Drogenge gekommen, am beständigen am dem Frontabschnitt, der dem Ladoga-See zunächst gelegen sei. Im Abschnitt Veltamo hätten sich die finnischen Truppen nach Salmiärvä zurückgezogen. Feindliche Flottenabteilungen hätten am 15. Dezember im östlichen Teil des finnischen Meerbusens Angriffe in der Gegend von Aspo unternehmen. Die russische und finnische Fliegertätigkeit habe sich auf Erkundungsflüge beschränkt.

* Helsinki, 16. Dez. Der finnische Seeresbericht meldet mehrere russische Angriffe an verschiedenen Stellen der Karelisten Landenge, die zurückgeschlagen worden seien. Bei Tolva hätten sich die finnischen Truppen im Vorgehen und hätten bis zum 14. 12. abends 15 Tanks erbeutet. Russische Flottenkräfte hätten die finnischen Küstenbatterien bei Koivisto beschossen. Im Gebiet von Abo sei ein russischer Zerstörer von finnischen Küstenbatterien schwer beschädigt worden.

Die Russen an der norwegischen Grenze

Oslo, 17. Dez. Aus Kirkenes wird gemeldet: Russische Truppen in Stärke von etwa 4000 Mann, begleitet von zahlreicher Artillerie, sind an der norwegisch-finnischen Grenze eingetroffen und haben die Verfolgung der Finnen nach Süden fortgesetzt.

Salmiärvä von den Russen besetzt

Moskau, 16. Dez. Wie der Leningrader Militärkreis berichtet, haben die Russen am 15. Dezember von Murmansk her die sechzig Kilometer südlich von Petsamo gelegene Stadt Salmiärvä besetzt. Von Ostia her seien sie 128 Kilometer weit über die Staatsgrenze vorgestoßen. Von Petrozavodsk her hätten sie die Ortschaft und die Station Lepajavä besetzt. Von Kholm her seien sie erfolgreich vorgegangen. Schlechte Witterung habe Luftoperationen verhindert.

Russen haben modernste motorisierte Einheiten

Helsinki, 17. Dez. Die Kämpfe an der Front von Salmiärvä bis Terijoki hörten am Samstagmorgen auf und wurden im Laufe des Tages nicht wieder aufgenommen. Die Russen setzten im Laufe des ganzen Tages ihre Truppen- und Transporte in Richtung auf die Halbinsel Koloski und auf Salmiärvä fort, wobei sie den Abhängen des Kautunturi folgten. Das anhaltend schöne Wetter begünstigte den Vormarsch der sowjetischen Truppen. Man nimmt an, daß die Kämpfe für ein bis zwei Tage eingestellt werden, da die Russen besser ausgerüstete Truppen aus der Gegend heranziehen wollen. Es scheint, daß jetzt sehr moderne motorisierte Truppen vorgehoben werden.

faschistische Italien die Entwicklung der Dinge aufmerklos verfolgte, bereit, einen Beitrag zur Wiederherstellung des Friedens zu leisten, aber ebenso unbegonnen und fest entschlossen, seine Interessen und seine Handelswege zu Land, zur See und in der Luft sowie seine Ehre und seine Zukunft als Großmacht zu schützen und zu verteidigen.

Ein großer Kreis erwartungsvoller Menschen war am Sonntagabend im deutschen Stadttheater in Krakau Zeuge der feierlichen Einweihung des deutschen Kulturlebens der Stadt Krakau durch ein Konzert der Wiener Philharmoniker unter Generalmusikdirektor Knappertsbusch. Dem Konzert wohnten neben dem Generalgouverneur Dr. Frank sowie Reichsminister Runt mit den Herren ihres Stabes und ihrer Begleitung die Spitzen der gesamten deutschen Generalgouvernementsverwaltung mit den Gouverneuren Dr. Wächter (Krakau), Dr. Fischer (Warschau) und Dr. Laff (Radom) bei, ferner die Generalität des Generalgouvernements. Im übrigen beehrte das Feldmar der deutschen Uniformen das feierlich geschmückte Haus.

Dichter und Kämpfer

Reichsleiter Rosenberg sprach auf der
Morgensitzung der NSDAP.

DNB. Berlin, 17. Dez. Dichter und Kämpfer — unter diesen Leitworten stand die Morgensitzung der NSDAP, die aus Anlaß der 6. Reichstagsung des Amtes Schrifttumspflege am Sonntag im Berliner Schiller-Theater stattfand. Das schwere Ringen, das dem deutschen Volk aufgezungen worden ist, gab auch dieser ersten Kulturtagung, die die Partei seit Kriegsausbruch in Berlin durchführte, ihr besonderes Gepräge. Mit den führenden deutschen Dichtern, den Vertretern des kulturellen Lebens der Reichshauptstadt hatten sich Angehörige der deutschen Wehrmacht, viele Verwundete aus Berliner Lazaretten, zu einer feierlichen Stunde der Besinnung auf die ureigenen Werte des deutschen Volkstums vereint. Soldaten und Dichter hatten sich zusammengefunden, um, wie Reichsleiter Rosenberg in seiner Ansprache betonte, inmitten des heutigen Kampfes all jener Stimmen zu gedenken, die einmal in der deutschen Geschichte sich erhoben haben, um für die Seele der Deutschen zu sprechen, ihre Werte zu verehren und sie als Kraft einzusetzen in dem gegenwärtigen Daseinskampf unserer Nation. (Wir kommen auf die Rede Rosenbergs noch zurück).

Weihnachten in der Heimat

Deutsche Arbeitsfront sorgt für den Einfluß der
Sonderzüge

Eine große Anzahl von Arbeitskameraden und Arbeitskameradinnen sind für die Durchführung vordringlicher Arbeitsaufgaben des Reiches verpflichtet worden. Sie schafften auf vorgeschobenem Posten, oft weit von ihrer Heimat entfernt. Um diesen Männern und Frauen die Möglichkeit zu geben, das Weihnachtsfest bei ihren Angehörigen in der Heimat zu verbringen, hat die DAF in Zusammenarbeit mit dem Reichsarbeitsministerium und dem Reichsarbeitsministerium den Einfluß einer ausreichenden Anzahl von Sonderzügen in allen Gauen erreicht. Es werden 81 Sonderzüge für die Einfahrt und 75 Züge für die Rückfahrt zur Verfügung stehen. Die Betreuung dieser Sonderzüge wird von Vertretern des Amtes „Reisen, Wandern und Urlaub“ übernommen.

Weihnachtsbeihilfe für auswärts beschäftigte
Dienstverpflichtete

Der Reichsarbeitsminister hat zugelassen, daß auswärts beschäftigte Dienstverpflichteten eine Weihnachtsbeihilfe gewährt werden kann, um diesen Dienstverpflichteten den Besuch ihrer Familie in der Weihnachts- und Neujahrszeit zu erleichtern. Die Dienstverpflichteten dürfen zu diesem Zweck in der Zeit zwischen dem 22. Dezember 1939 und dem 2. Januar 1940 von ihren Betriebsführern vier, bei Entfernungen von über 400 Kilometern auf fünf zusammenhängende Kalendertage von der Arbeit freigestellt werden. Wenn sich nachweislich wegen der starken Beanspruchung der Reichsbahn während der Feiertage besondere Reisebeschwerden ergeben, darf die Freistellung in dem zugelassenen Umfang (vier oder fünf Kalendertage) vor dem 22. Dezember 1939 beginnen und nach dem 2. Januar 1940 enden. Die Weihnachtsbeihilfen erhalten Dienstverpflichtete, die infolge ihrer Dienstleistung von unterhaltungsrechtlichen Angehörigen getrennt leben müssen. Die Beihilfe beträgt einheitlich insgesamt 10.— RM; sie soll von den Betriebsführern der Arbeiter oder Angestellten vor der Abreise von der Arbeitsstelle ausbezahlt werden und wird dem Betriebsführer auf Antrag von dem Arbeitsamt erstattet. — Unter den gleichen Voraussetzungen erhalten Arbeiter und Angestellte, die ihren früheren Wohnort in den freigemachten Weihnachtsbeihilfen räumen mußten, die Weihnachtsbeihilfe, jedoch ohne Rücksicht darauf, ob sie dienstverpflichtete sind oder nicht.

50 Pfennigstücke aus Aluminium

Die Reichsbank beginnt in diesen Tagen mit der Ausgabe von Fünftausendpfennigstücken aus Aluminium. Diese Münzen sind dazu bestimmt, die Fünftausendpfennigstücke aus Nickel, deren Einschlagung zu einem späteren Zeitpunkt vorgesehen ist, zu ersetzen. Vorher behalten auch die Fünftausendpfennigstücke aus Nickel ihre Kaufkraft.

„Lächerlich und gefährlich“

Die Moskauer Presse über die Genfer Komödie.

DNB. Moskau, 17. Dez. Zum Ausschluß der Sowjetunion aus dem Genfer Verein schenkt die „Pravda“ u. a. das zynische und schamlose Schauspiel, das die englisch-französischen Kriegsheter in Genf in Szene gesetzt hätten, bedeutete nichts anderes als den Versuch zur Bildung eines antissowjetischen Blocks, nachdem alle übrigen Mittel, die Sowjetunion in den Krieg hineinzuziehen, verfaßt hätten. Dieser Versuch sei kläglich gescheitert. Die Staaten, die für den Ausschluß der Sowjetunion gestimmt hätten, seien launig und fahrlässig, die unter ihrem imperialistischen Joch hunderte von Millionen kolonialer Sklaven hielten, hätten den Krieg gegen Deutschland vom Zaune gebrochen. Sie wollten diesen Raubkrieg unentwegt weiterführen und lehnten alle Friedensvorschlüsse ab. Die zweite Lehre der letzten Genfer Tagung sei die, daß nunmehr erwiesen sei, daß sich der Genfer Bund, ein Instrument des Krieges und in eine Waffe des englisch-französischen Kriegsblocks verwandelt habe.

Die englisch-französischen Kriegspolitiker mühten sich jedoch lassen, daß es nicht nur lächerlich, sondern auch gefährlich sei, mit der Sowjetunion, in der Sprache der gefürchteten Bourbonen, zu reden.

Der Luftkampf über den friesischen Inseln

Wie der englische Kampfverband an der deutschen Küste zerlegt wurde

DNB. . . . 18. Dez. (PK.) Wie der deutsche Wehrmachtbericht meldete, versuchten am Donnerstagmorgen modernste englische Bomber einen Durchbruch an der Küste. Von den englischen Maschinen wurden durch unsere schweren und leichten Jäger zehn Maschinen abgeschossen, während die übrigen Maschinen mit schweren Treffern den Rückzug antraten. Es wird vermutet, daß manche dieser Maschinen nicht mehr ihren englischen Heimatorten erreicht haben, da die Treffer die Flugfähigkeit bedeutend herabgemindert haben. Im einzelnen erfahren wir zu diesem schneidenden Angriff unserer Jäger folgende Ergänzung:

Deutsche Jäger der Messerschmitt-Klasse flogen am Donnerstagmorgen an der deutschen Küste Sperrziele. Die Sicht über See war dünnlich, so daß die Maschinen nur in geringer Höhe fliegen konnten. Gänzlich unvermutet traf ein Schwarm Jäger einen starken englischen Kampfverband, der aus modernsten englischen Bombern des Wellington-Typs bestand. Nachdem einwandfrei festgestellt war, daß es sich bei den entgegenkommenden Maschinen um feindliche Luftstreitkräfte handelte, gab der Staffelführer den Befehl: „Engländer, Feuer frei!“

Unsere Jäger stürzten sich sofort auf den Gegner und wurden von einem wahren Feuerregen empfangen. Sie erwiderten das Feuer aus allen am Bord befindlichen Waffen. Ein deut-

licher Flieger, dem zwei Wundschüsse gelangten, beendete darüber: Ich flog sofort nach dem Feuerbefehl durch den Staffelführer die mir zunächst entgegenkommende Maschine an. Der Kampf mit dieser Maschine dauerte zwei Minuten, dann stürzte sie ab und schlug auf See auf. In kurzer Zeit lagen bereits zwei Maschinen in den Wellen der Nordsee, während eine Reihe von ihnen starke Treffer erhalten hatte. Die Engländer zogen sich in die Wolken zurück. Ich flog meiner Maschine nach, konnte sie aber in dem Dunst nicht ausmachen. Plötzlich hörte ich zu meiner Seite Platzfeuer und sah es auch bald. Es kam von deutschen Wundschiffen. Ich vermutete die englischen Bomber an dieser Stelle und zufällig erwischte ich zwei abgebrannte Engländer. Während der ich mich in die Wolken retten konnte, flog ich den anderen an und sah mich an ihn fest. Ich habe ihm den Rammler so vollgeschossen, daß er im Reichtum von einer Minute auf den Bach aufschlug. Dann flog ich noch verschiedene Kurven, um noch andere auszumachen, konnte aber keinen englischen Bomber mehr erwischen. Daraufhin drehte ich zum Rückflug ab. Soweit der Feindwache.

Ein Leutnant gibt von seinem Abschluß folgende Schilderung:
Die Engländer eröffneten auf 200 Meter das Feuer, das von uns sofort erwidert wurde. Ich war bei meinem Angriff etwas vorgekommen und so das Abwehrfeuer mehrerer feind-

licher Seeschiffe auf mich. Den mir am nächsten fliegenden Engländer griff ich an und brachte auf sitzende Teiler an. Da sich Wollen vorzogen, konnten ich meinen Abschluß selbst nicht beobachten, er wurde aber von meinem Staffelführer erkannt.

Die Sprengung des englischen Kampfverbandes war nunmehr geglückt.

Der Rest fiel einem anderen Jägerdickicht in die Hände. Von diesen Jägern wurden noch vier Abschüsse gemeldet. Andere Jäger schossen aus diesem Verband noch je einen englischen Bomber ab. Im ganzen sind vor der deutschen Küste und auf hoher See zehn englische Bomber abgeschossen worden. Die übrigen Maschinen haben, wie eingangs schon berichtet, schwere Treffer erhalten. Nach den Berichten der deutschen Jäger dürften auch sie abgeflammt sein, da sie, auf die lange Dauer ihres Rückfluges gerechnet, nicht mehr flugfähig waren.

Diese schöne und erfolgreiche Waffentat unserer deutschen Jäger hat hier an der Küste und in der Heimat solch Freude ausgelöst, und den Engländern dient dies zur Warnung, daß die deutsche Nordfront nicht so ohne weiteres sich zum Operationsgebiet feindlicher Luftstreitkräfte machen läßt; dafür spricht die Vernichtung eines englischen Kampfverbandes eine deutsche Sprache.

Rückblick auf den Sportsonntag

Wieder 4:3-Sieg der Ungarn

Deutsche Ringer-Niederlage in München.

Der erste Kriegsländerkampf der deutschen Ringer, zugleich die sechste Begegnung mit den ungarischen Vertretern des freien Stils, ging am Samstagabend in München vor sich. Wiederum siegten die Gäste, und zwar mit 4:3 Punkten. Damit stehen einem 6:1-Erfolg unserer Mannschaft fünf 4:3-Siege der Ungarn gegenüber.

Der ungarische Sieg war verdient. Die Gäste zeigten großes Können. Unsere Mannschaft war in den leichtesten Gewichtsklassen nicht stark genug besetzt. Im Bantamgewicht und Federgewicht erzielten die Ungarn schon eine 2:0-Führung. Schulterhebel von Kettesheim und Schäfer schafften den Ausgleich. Die Ungarn gingen dann überraschend erneut in Führung. Kovacs gelang es, Schweidert zu besiegen. Angenehm überraschte Leichter, der 2.500 Besucher im festlich geschmückten Zirkus Krone, in dem er den Halbhalbwertwächter Niketti mit 3:0 Punkten klar besiegte. Mit der Schwergewichtsbegegnung Bobis (Ungarn) gegen Hornfischer fiel die Entscheidung. Zwei kleine Wertungen, denen Hornfischer nur eine entgegengesetzte konnte, waren ausschlaggebend für den 4:3-Gesamtsieg der Gäste.

Neuer Großverein gegründet

Reichsrheinische Fußball-Verenigung e. V.
Köln

Die Vereine RB 1886 Mülheim, RuM „Tempo“ 1909 Köln-Mülheim, RB Vaa/Diamant Köln-Rail und der RB „Goldenes Rad“ Köln-Ring haben sich zur „Reichsrheinischen Fußball-Verenigung“ e. V. in Köln zusammengeschlossen, die am Sonntagmorgen in einer außerordentlichen Hauptversammlung in der Stadt Köln gegründet wurde. Vereinsführer ist Gauadmiral Fritz Thomas, der der zahlreichen erschienenen Mitglieder die sportlichen Ziele und Wege des neuen reichsrheinischen Großvereins aufzeichnete, zu deren Erreichung ihm Ortsgruppenleiter Rautert die größtmögliche Unterstützung der NSDAP zusagte.

Der Fußball in Westdeutschland

Großkampf am Niederrhein

Glücklicher 1:0-Sieg der Fortuna über Hamborn
Fünf Punktspiele gab es am Sonntag im Gau Niederrhein, wo in den kommenden Wochen — bis Neujahr — sportlicher Hochbetrieb herrscht. Man will unter allen Umständen die in Unordnung geratene Tabelle wieder entspre- chend aufräumen. Und dabei bieten die bevorstehenden Feiertage die beste Gelegenheit. Im Mittelpunkt stand diesmal der Kampf zwischen dem Spitzenreiter Hamborn 07 und Gaumeister Fortuna Düsseldorf. Im Hamborn-Stadion erzielte die Düsseldorf-Elf einen etwas glücklichen 1:0-Sieg. Die Gästegeber waren durchaus ebenbürtig. Fortuna hat jedenfalls nicht den Beweis erbringen können, daß sie besser ist als Hamborn 07. Das einzige Tor fiel Mitte der ersten Halbzeit durch den Halbrechten Kugler. 7500 Zuschauer.

Rothweil Essen erweist sich mit seinen nur drei Verlustpunkten immer mehr als ein gefährlicher Gegenpieler der Favoriten. Die Essener schlugen in Düsseldorf die Zuru verdient mit 3:2 (2:1)! Der harte Boden störte das Spiel der Zuru-Leute. Die Essener TB Schwarzweiß behält nach dem verdienten 3:1 (1:1)-Erfolg über Rothweil Oberhausen Anschluss an die Spitzengruppe, zumal Westfalen Hamborn die erste Niederlage mit 2:5 (1:2) beim SSV Wuppertal bezog. Alle fünf Wuppertaler Tore schoss Willestürmer Vilgram. Die Duisburger (48/99) erzielten ihr erstes Gewinnspiel mit 3:0 (1:0) gegen den VfB Hilden, der nun bei nur einem Pluspunkt am Tabellenende steht.

Neuling verliert gegen Tabellenletzten

Im Gau Westfalen gab es am Sonntag eine kleine Ueberraschung: Der Neuling Gelsenkirchen, bisher ein starker Gegner, unter-

lag dem guten Nachwuchs des Vereins auch eine entsprechende Anleitung und Förderung zuteil werden zu lassen, wurden die früheren Meisterfahrer Paul Ojmelia und Jupp Arens mit seiner Betreuung beauftragt. Während Ojmelia die Bahnläufer leitet, wird Arens den Straßenfahrern mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Weber - Schalekt - Gauchel

Auch die mittelhessische Fußball-Verenigung

Das Fußball-Ausgebot des Gauess Mittelhessen für den Vergleichskampf gegen Niederrhein am zweiten Feiertag im Kölner Stadion wird gemeldet. Es spielen in der mittelhessischen Farben am 26. 12.:

Keller (Stilz 07); Schmaus (Stilz 07); Schmitt (Stilz 99 Köln); Jarges (Stilz 07); Ruff (Mülheimer SW); Kuderich (Stilz 99); Simon (Wieseler); Weber (Stilz 99); Schalekt (Stilz 99); Gauchel (Neuendorf); Joe Elbern (Weuel).

Erlach: Schon (Rhenania); Gay (Stilz 99); Rohmann (Mülheimer SW); Franz Becker (Stilz 99); und Werheit (Stilz 99).

Mittelrhein-Hodogel
gegen Niederrhein

Zum Spiel am 26. Dezember in Köln

Eine starke Elf, in der auch der Münchener Nationalspieler Rothkopf Berücksichtigung fand, hat der stellvertretende Reichsadamtsleiter, Gauadmiral Deimar Wette, für den Hodogel-Kampfs gegen Niederrhein am 26. Dezember (2. Weihnachtsfeiertag) in Köln aufgestellt. Es spielen: Raffenhof II (Schwarzweil Köln); Köhne (Rothweil Köln); Prebiger (Schwarzweil); Rothkopf (Wehrmacht); Rirberg (Marienburg); Horstmann (Rothweil); Helle, Lehr (beide Schwarzweil); Schmitz (Marienburg); Ludwigs, Dr. Blechmann (beide Rothweil); Erlach: Schradner (Schwarzweil); Esser, Wilt (beide Rothweil). Das Spiel wird vor dem Fußball-Gaukampf Mittelrhein gegen Niederrhein ausgetragen.

lah und boten nur mäßige Leistungen. Die eifrigen Dürener ohne ihren ausgezeichneten Torwart Verna triffen energisch an und erzielen auch den Führungstreffer. Auch der zweite Kölner Kampf brachte nur mäßige Leistungen. Der VfB Köln gewann dabei schließlich mit 2:1 (1:0) gegen Abenania Würfel.

Großes Interesse wurde den Spielen der Gruppe II entgegengebracht. Auf der Troisdorfer Heide gewann Troisdorf 05, der Gruppenspieler, sicher mit 5:0 (3:0) über SV. Weuel. Die Troisdorfer mit ihren Verstärkungen von Dresden (Machade und König) und Teubis (Wach) haben sich ausgezeichnet gefunden und führten den 2500 Zuschauer ein schönes Spiel vor, in dem sie stets überlegen waren. 3000 Zuschauer erlebten die Bonner Auseinandersetzung zwischen Tura und Bonner SV. Tura gewann 2:1 (0:0) und bleibt damit mit Troisdorf punktgleich. Der SVV hatte in der ersten Hälfte viel mehr vom Spiel, scheiterte aber an seinem unentschiedenen Sturm. Förgen als Mittelflächer und später als Stürmer gefiel beim SVV am besten. Eine Knieverletzung gab es in Köln, wo Tura, Neuendorf trotz Gauchel mit 1:3 (0:1) gegen den Neuling Andernach unterlag.

Boxsport-Motizen

Wieder ein Weltmeister „ernannt“

Die Nationale Boxkommission in USA ist jetzt dazu übergegangen, Weltmeister kürzer und zu ernennen, während es nach den in Europa allgemein gültigen Bestimmungen heißt, „ein Titel kann nur im Ring gewonnen werden“. Nachdem vor einiger Zeit (Sport Georges) Pace auf diese Weise Weltmeister im Bantamgewicht geworden war, hat sich die NBK entschlossen, jetzt Little Dado den Titel eines Weltmeisters im Fliegengewicht zu verleihen. Dado ist aus den Entscheidungskämpfen mit Pando, Zurich und Montana übrig geblieben und sollte mit dem italienischen Europameister Urbini um die Weltmeisterschaft boxen. Da Urbini aber jetzt nicht über den Ocean kam, wurde kein Gegner einfach zum Meister ernannt. Urbini ist jetzt jedermann anerkannter Herausforderer.

Neue Aufgabe: Drei Länderkämpfe im Januar
und Februar

Die deutschen Amateurboxer, die während des Krieges schon vier Länderkämpfe bestritten, haben für das neue Jahr bereits wieder andere Aufgaben. Am 10. Januar findet in Brüssel der Rückkampf gegen das Protektorat Böhmen-Mähren statt. Für den 13. Januar ist anschließend in Preßburg der erste Länderkampf gegen die Slowakei vorgesehen und am 25. Februar steht voraussichtlich in Berlin der Rückkampf gegen Italien zum Austrag. Die Slowaken empfangen zu ihrer Vorbereitung für den Kampf gegen Deutschland am 7. Januar in Preßburg die Mannschaften von Jugoslawien.

Westdeutschland

Fünftägiges Kind verbrannt

DNB. Warendorf (b. Münster), 17. Dez. In Warendorf brach am Abend des Sonntag eines Arbeiters Feuer in den Erntevorräten aus. Das dort lagernde Heu und Stroh gab den Flammen reiche Nahrung, so daß sie auch bald auf die in der Nähe befindlichen Stallungen übergriffen. Der Feuerwehrgang gelang es zwar, das Wohnhaus vor der völligen Zerstörung zu bewahren und Vieh und Mobiliar zu retten, doch wurden die Stallungen vernichtet. Während der Löscharbeiten wurde plötzlich der fünftägige Sohn der vom Brand betroffenen Familie vermisst, während die vier anderen Kinder zur Stelle waren. Bei den Aufräumarbeiten wurde das vermisste Kind unter einem noch brennenden Heuballen tot aufgefunden. Es ist anzunehmen, daß der Junge nach Ausbruch des Feuers in den Rauchschwaden erstickt ist, da er den Ausgange wohl nicht mehr hat finden können. Es war nach Ausbruch des Brandes auch nicht mehr möglich, in das Flammenmeer vorzudringen, so daß das Kind in dem brennenden Gebäude verblieb.

Drei Schwestern

Copyright by Karl Köhler & Co., Berlin-Schmargendorf

„Ach nein, da ist eine Anzahl Leute. Da ist Evelyn und Fanny und Sonja, und jetzt war Fräulein Martens da und Herr Stüber und selbst die Walschfrau.“

„Wer sind denn Fanny und Sonja?“

„Die Köchin und das Mädchen.“

„Zuletzt hatten ihr doch eine Maria und eine Monika.“

„Das ist schon entschlossen lang her.“

„Ich glaube, es war zu Weihnachten.“

„Seither war schon eine Keti da und eine — ach, wer kann denn die Namen alle behalten?“

„Aber warum wechselt denn Evelyn so oft?“

„Sie sagt, die Mädchen wollten lieber wieder in die Stadt zurück.“

„Da müßte sie sich welche vom Land nehmen.“

„Die wollen vielleicht erst recht in die Stadt! Na, das ist ja einerlei. Wir hatten auch schon eine Kindergärtnerin; die kam gar nicht mit Fräulein zurecht. Im Gegenteil, seit der Zeit ist es noch schlimmer mit ihr. Sie ist eben untraglich eigenförmig und wird leicht zornig — so sehr, daß sie alle Speisen erbricht.“

„Ich kann es Evelyn nicht überlassen, wenn sie manchmal völlig verärgert ist.“

Marlen hatte dunkle angstvolle Augen. „So war Fräulein früher nie. Ich begreife das nicht“, murmelte sie.

„Vielleicht haben sich diese Anlagen erst nach und nach entwickelt.“

„Ich konnte als Anlage nur eine sonnige, nicht umzubringende Heiterkeit entdecken. Sie erinnerte mich darin immer an Ali.“

Detlef wandte den Kopf zur Seite. „Vielleicht hat sie das Unangenehme von mir.“

„Von dir? Bist du denn manchmal zornig?“ fragte Marlen verwundert. „Das wäre mir ganz neu.“

Detlef antwortete zunächst nicht. Dann stieß er heraus: „Wir Friesen werden langsam warm. Aber wenn es uns mal paßt.“

„Dann kommt es tüchtig!“ ergänzte Marlen lachend. „Na, bei dir scheint es selten genug zu kommen, wenigstens warst du in all den Jahren, in denen ich bei dir war, die Ruhe selbst.“

„Ja, da konnte ich gut ruhig sein!“ sagte Detlef mit einem Seufzer, brach aber kurz ab, als wollte er das Weitere verschweigen. Und er kam dann wieder auf sein Anliegen zurück: „Ich weiß mir keinen Rat mehr, als daß du dein Heil mit Fräulein versuchst. Evelyn hat zu wenig Zeit für sie.“

„Ach?“ — Aber der Vater... „Er ist doch hier gut aufgehoben; und was wäre da natürlicher, als daß du während der Zeit bei uns sein würdest? Ich habe Evelyn schon gesagt, daß ich dich einladen wolle, und es ist ihr recht.“

Marlen begriff augenblicklich, daß Detlef ihr damit sagen wollte, daß Evelyn nichts von dem wahren Grund ihres Kommens wisse. Sie sollte sie für einen einfachen Gast halten; Gäste im Haus waren bei ihr ja an der Tagesordnung.

Als Marlen nicht gleich antwortete, brängte Detlef weiter: „Wenn du mir nicht hilfst, wer sollte mir sonst helfen? Meine Mutter kommt nicht in Frage, sie ist voreingenommen gegen Evelyn; ich vermute, weil sie Schauspielerin war. Wir haben uns nicht wiedergesehen seit damals — du weißt ja.“ Und er setzte leise hinzu: „Ich bitte dich, Marlen, komm mit mir!“

„Ich will ja kommen“, sagte Marlen. In ihr stieg etwas wie Mitleid auf. Wie hatte sie

Detlef so sprechen hören. Etwas mußte da nicht stimmen. War die Ehe nicht so glücklich, wie sie seither geglaubt hatte? Aber fragen wollte sie natürlich nicht weiter. Es schien ihr nur selbstverständlich, daß sie auf seine Bitte eingehen mußte, obwohl das die Trennung von dem Vater bedeutete.

„Na, was sagst du zu dem Eulenhorst?“ fragte Doktor Wagener, als die beiden sich seinem Ruheplatz wieder näherten.

„Riesenhaftes Nest!“ lobte Detlef, anscheinend sehr begeistert.

„Nest? Ich denke doch, der Horst ist in einem hohlen Baum?“ meinte der Vater erstaunt.

„Na, aber drinnen muß doch ein Nest sein“, behauptete Detlef. „Wohin sollte der Kerl denn sonst seine Eier legen?“

„Der Kerl? Wie komisch! Die Eier legt doch wohl sie!“ sagte der Doktor und verwunderte sich über die mangelhaften biologischen Kenntnisse seines Schwiegersohnes.

Bald nach der Rückkehr rief der Gong zum Mittagessen. Als Doktor Wagener mit Tochter und Schwiegersohn zu der Tür seines Zimmers heraustrat, um nach dem Speisesaal zu gehen, kam draußen auf dem Gang gerade Helmut Groning vorbei. Der grüßte — und blieb stehen wie angewurzelt.

„Marlen!“ rief er lauter, als es in dem stillen Hause sonst üblich war. „Da haben Sie ihn ja schon! Können Sie denn hören?“

„Was soll das heißen? Wen habe ich?“ fragte Marlen verwundert. Die beiden anderen wußten genau so wenig, was sie aus Gronings Worten machen sollten, und hatten ziemlich geistlose Gesichter aufgesetzt.

„Gestern noch sagten Sie, ich solle ein paar Detektive auf seine Spur setzen, und heute bringen Sie den Mann lebhaftig. Wenn das nicht gezaubert ist...“

„Aber das ist doch einfach mein Schwager!“ erklärte Marlen.

Da setzte sich Groning, wo er stand — bums! — auf den Teppich nieder. „Einfach Ihr Schwager? Detlef Torsten Ihr Schwager? Da Menschenkind, warum haben Sie denn das gestern nicht gleich gesagt?“ — Detlef, mach doch den Mund zu, du siehst ja viel dümmlicher aus, als du bist!“

„Ist das nicht Groning?“ fragte nun Detlef — wie aus den Wolken gefallen.

„Dawohl, ganz recht! Helmut Groning, der von dir immer die Aufsätze abschrieb!“ rief Groning, kam mit feberndem Sprung in die Höhe und fiel Detlef um den Hals. „Geben Sie auch einen Kuß ab!“ schrie er dabei.

Doktor Torsten schüttelte den Kopf. „Der Mensch ist ja wohl vollständig verrückt. Hoffentlich haben sie eine Gummizelle hier.“

Aus allen Türen, von allen Gängen und Treppen schauten die Leute her. „Es gibt noch einen richtigen Aufstand; gehen wir doch weiter!“ brängte Marlen.

„Ja, gehen wir weiter“, stimmte Groning zu und hatte sich auf der einen Seite bei Detlef, auf der anderen bei Marlen in den Arm. Aber das muß ich noch sagen, ich freue mich, gnädiges Fräulein, daß ich einen Fehler an Ihnen entdeckt habe. Sie sind doch ein bißchen schwerfälliger.“

„Schwerfälliger? Wieso?“

„Na, ich habe Ihnen Torsten doch so genau beschrieben! Denken Sie nur an die Hände! Daran hätten Sie doch erkennen müssen, daß der Freund, von dem ich Ihnen sprach, und er ein und derselbe sind!“

„Es gibt wohl mehr solcher Hände“, meinte Marlen.

„Ausgeschlossen! Diese Form ist einmalig wie die dicke Berta im Krieg. Und er ergriff die Rechte Detlefs und hob sie wie einen Gegenstand, den man zeigt, in die Luft.“

„Groning, verrücktes Huhn! Du bist, wie es scheint, noch ganz der alte!“ wehrte Detlef

ab. „Willst du mir übrigens nicht sagen, wie du dazu kommst, mich meiner Schwägerin zu beschreiben?“

Man war mittlerweile im Speisesaal angekommen und hatte Platz genommen. Groning ließ den Löffel in die Suppe sinken und sah tief sinnig in die Flüssigkeit. „Weil ich dich anzustellen wünsche.“

„Anzustellen? Mich? Als was?“

„Als Kinder mädchen!“ erklärte Groning lammfroh. „Weil nämlich deine Schwägerin diesen ehrenvollen Posten für sich abgelehnt hat.“

„Er ist doch verrückt geworden“, stellte Doktor Wagener fest. „Ich werde den Oberarzt benachrichtigen.“

Aber Groning hielt ihn auf seinem Platz fest. „Es sind ja schon genug Ärzte in der Nähe. Prophezei rechts, Prophezei links, das Weltkind in der Mitte.“

„Sag mal, wo kommst du überhaupt aus einmal her?“ fragte nun Detlef, um das Gespräch in vernünftige Bahnen zu lenken.

„Vom Himalaja“, antwortete Groning — was Detlef nun doch wieder unvernünftig vorfand. „Wenn du dies nicht glaubst, dann ich dir meine Papiere zeigen“, behauptete aber Groning. „Am Himalaja bin ich krank geworden, hier wurde ich gesund; und ein richtiger Mensch soll ich wieder bei dir werden, hat mir der Arzt verordnet. Übrigens — wo wohnst du denn?“

„In Steinhausen.“

„Kenn ich nicht! Wo liegt denn das?“

„Es ist ein weltverlorenes Nest in Rheinhessen.“

„Weltverlorenes Nest? Das ist ja herrlich! Genau so was hat mir der Arzt verordnet. Wann reißt du wieder ab von hier?“

„Heute abend. Ich bin nur auf einen Tag mit meinem Wagen da.“

„Geht! Da fahre ich dann gleich mit. Wenn deine Frau nur halb so nett ist wie Marlen, wird sie es verzeihen.“

So allgemach bekam die Unterhaltung fest Hand und Fuß. Marlen half erklären, und zu Doktor Wagners heimlichem Schrecken ging Detlef ohne weitere Bedenken auf Gronings Verlangen ein und begann, die Einzelheiten mit ihm zu verabreden. Der alte Herr räusperte sich laut — wie zur Warnung. Aber Groning fragte nur harmlos: „Sind Sie erkältet, Herr Doktor? Ich habe da einen tibetanischen Tee.“

„Danke!“ lehnte aber Doktor Wagener, ärgerlich ab. „Ich bin seither ohne Tibet angekommen und denke, es auch weiterhin so zu halten.“

„Sag mal, was bist du eigentlich von Beruf?“ wollte Detlef zum Schluß noch wissen. Groning sah an die Decke und besann sich.

„Ich meine, was bist du geworden?“ umschrieb Detlef noch einmal die Frage.

Groning besann sich weiter. Langsam kamen seine Augen von der Decke herunter, und ein Seufzer entstieg seiner Brust. Das schien aber auch das ganze Endergebnis seines Nachdenkens zu sein. Er blieb stumm.

„Na, du mußt doch wissen, welchen Beruf du hast!“ sagte Detlef ärgerlich, weil er glaubte, Groning habe wieder irgend einen Akt im Sinne.

Fortsetzung folgt



Eine deutsche Fernkamera blickt in die französische Front

Sie beobachtet französische Soldaten beim Legen der Fernsprechleitung in einem Dorf. (Atlantic, Zander-Multiplex-K.)

Es fiel ein Kastanienblatt...

20

Kriminalroman von Fritz Hagemann

Copyright by Prometheus-Verlag, Grubenzell b. München

Herr Cuperis rieb sich verlegen die Hände. „Die liebe Jugend“, sagte er beschwörend, aber man hörte doch den unterdrückten Ärger durch. „Kretzel“, fuhr er fort, „machen Sie die Tür auf.“

Es war Lohmann, der sie öffnete. Jedoch nicht die zum Gesellschaftszimmer, er riß die Haustüre weit auf. Draußen fiel noch immer dichter weißer Schnee, lachte wirbelte er an den Straßenlaternen vorbei. Er hatte seinen jungen Landsmann und Schüler Evers mit sich gezogen. Nun blickte er hinauf in die Dunkelheit, aus der endlos die Floden niederfielen.

„Na, also“, sagte er leise, „ich konnte doch wirklich nicht begreifen, wieso es auf einmal Papier schneien sollte, nur Papier.“

Evers sah ihn an. Ein sonderbarer Schimmer funkelte in Lohmanns Augen.

„Ja, sagte der, denn ein Auto ist nicht vorgefahren, um diesen frühlichen Bummel nach Hause zu bringen, und die Elektrische fährt nicht mehr. Wie um Gottes willen kommt es dann, daß auf dem Putz und dem Mantel diesen munteren Herrn nur Konfetti und kein Schnee liegt? Haben Sie gesehen, alter Freund? Die Kleider von dem Kerl waren trocken... Das steht wohl dahinter?“

„Wart mal einen Augenblick“, sagte Lohmann plötzlich. „Bleiben Sie eben stehen, ich bin in einer Minute wieder zurück.“ Er ließ die verschneite Treppe hinunter und betrachtete die halbverschneiten Spuren von Füßen und Autos. Dann verschwand er um die Hausede.

Evers wartete. Langsam und unaufhörlich wirbelten die Floden herab, vorbei an den elektrischen Bogenlampen. Tiefe Stille, kein Laut drang hindurch, die kalte Nachtluft tat ihm gut, er holte tief und lange Atem, aber seine Gedanken waren unablässig mit dem Problem dieses Wortes beschäftigt, er sollte es lösen helfen, und es schien sich immer mehr zu verwideln.

Was zum Teufel hatte es nun wieder zu bedeuten, daß dieser Herr Martin so den Bummel markierte... und wo steckte Lohmann nun schon wieder? Sicher war er schon zwei Minuten fort. Evers beugte sich vor und starrte in die Dunkelheit. Er blickte auch nach der Hausede, aber Lohmann war und blieb verschwunden.

„Hallo!“ sagte eine bekannte Stimme. Der Kommissar stand hinter ihm und sah ihn schallhaft an. „Ich komme von drinnen. Es gibt allerlei Spuren von der Freitreppe, aber nur eine ganz frische Spur von einem Mann mit Spazierstock. Sie führt nach der Hausede, von da läuft sie zurück um das ganze Haus herum.“

Nur die Spitzen sind tief eingedrückt. Der bekannte Jüngling, der vorher kaum gehen konnte, ist dort nicht gelaufen, er ist sogar gerannt. An der Rückfront hörte die Spur auf. Dort ist der Boden auf einer Höhe mit dem ersten Stock. Auf einem Fensterbrett lag Konfetti, und als ich versuchte, das Schiebefenster hochzudrücken, glückte es mir. Ich kletterte hinein, kam in den Speisesaal, lief durch das Lesezimmer zurück nach der Halle und... na, es ist schon klar. Dieser Herr Martin hat keineswegs geseiert. Wenn der Kerl ein Verbrecher ist, so ist er ein entschlossener Dilettant.“

Sie waren wieder hineingegangen. Portier Kretzel, der nichts von allem begriff, sah sie verblüfft an und schloß die Tür. Mit wenigen Worten war sich unterrichtet. Er überlegte. „Gehen Sie dem Tollkopf nach“, flüsterte er. „Meersma und ich gehen noch einmal zu den Dubois. Nehmen Sie den jungen Ingenieur auf sich. Wenn nicht Herr Lohmann lieber zu Bett gehen will?“

Lohmann verneinte. „Ich bin mit von der Partie der unverhofften Glückstreffer, mit Evers mal wieder zusammenarbeiten zu können, laß ich mir nicht entgehen.“ Die Kriminalpolizisten eilten die Treppe hinauf. Vor der Wohnung der Dubois trennten sie sich. Evers lief vor und wechselte mit dem Beamten, der in dem Wohnzimmer wachte, ein paar Worte. Die Wohnung von Herrn Martin war verschlossen, aber ein Schlüsselring mit allerlei Einbrecherwerkzeugen, den Evers herholte, tat Wunder. Sie betraten die Diele. Diese Wohnung war wesentlich kleiner als die großen der unteren Stockwerke.

Evers öffnete die Tür. Ein Wohnzimmer

mit einem Schreibtisch, ein Bücherschrank, darauf eine Minerva, die mit bunten Korpsbändern geschmückt war; an der Wand stand ein Zeichentisch voller Papiere. Behutlos schloß Evers die Tür. Er öffnete eine zweite und blickte in ein kleines, gefachtes Badezimmer. Ein langer, gelber Bademantel hing an einem Haken. Beim dritten Male war er erfolgreicher. Die Türe führte zum Schlafzimmer. Ingenieur Martin stand am Fenster und sah düster in die Nacht hinaus. Beim Geräusch der aufgehenden Tür drehte er sich erschrocken um.

Evers grüßte freundlich. „Guten Abend, Herr Martin“, sagte er liebenswürdig lächelnd. „Nicht, daß Sie wohlbehalten hier angekommen sind. Wir hatten schon Sorge um Sie bei Ihrem unsicheren Gang.“

Der junge Ingenieur kam leicht schwankend auf die beiden Kriminalisten zu. „Ich bin nicht betrunken“, versicherte er mit Zungenklick. „Ich bin überhaupt nicht betrunken, absolut nicht betrunken.“ Er hob bozierend den Zeigefinger.

Evers nickte mitfühlend. „Wir bezweifeln Ihre Worte keineswegs. Im Gegenteil, wir glauben, daß Sie ebenso nüchtern sind wie wir.“ Martin schwankte. „Natürlich... natürlich“, schluckte er aber es glückte ihm nicht mehr so überzeugend wie vorher.

„Darf ich mich Ihnen vorstellen, fuhr Evers fort, indem er ruhig auf einem Stuhl Platz nahm. „Ich bin Inspektor Evers aus Berlin, augenblicklich der hiesigen Kriminalpolizei zugeteilt, und dies ist Herr Lohmann, einer unserer bekanntesten Kommissare von der Kriminalpolizei Berlin.“

Fortsetzung folgt

Der alte Kriechen

Erzählung von Gustav Gönner

Sechshundert Jahre lang war der alte Kriechen, wie man Johann Christian Steffen allgemein nannte, Knecht auf dem Sternhofe, dem größten Gute des Dorfes. Wohl hatten sein mühseliges Tagewerk und die Last der vielen Lebensjahre ihm den Rücken gebeugt, aber noch immer tat er seine Arbeit willig und ohne Seufzen. Fröhlich war er der erste im Stall und abends der letzte, der vom Felde heimkam. Er dachte nicht und betrat nie ein Wirtshaus. Selbst beim Erntedankfest, das der Sternhofbauer gab, ließ er sich den Krug nur mit Wasser füllen; aber das Silberstück, das der Bauer ihm als Entschädigung dann jedesmal zuschob, nahm er mit zufriedener Kopfnicken.

Nicht immer war der alte Kriechen ein Knecht gewesen. Nein, er hatte schon bessere Zeiten gesehen, als ihm am Abend seines Lebens beschieden waren. Die kleine Wirtschaft, die etwas abseits der Straße am Ausgange des Dorfes lag, hatte ihm einst gehört. Jetzt war sie dem dicken Gastwirt „Zum Silberhahn“ eingegeben, der sie einem Rentner aus der Stadt verpachtet hatte, der aber nach dem Ausbruch des alten Kriechen, welcher Guts noch Guts von der Landwirtschaft verband.

Groß war sein Güter nicht gewesen: Ein Häufel mit dem Stall für die Kuh, die zwei Ziegen, das Schwein und das Federvieh, und eine Scheune für Korn und Heu. Aber blühender und in besserer Ordnung war alles gewesen, bis ... ja, bis der Schnapstempel über Johann Christian Steffen gekommen war. Wie und warum, das wußte Steffen selbst nicht.

„Der Teufel kommt bei Nacht, wenn der Mensch schläft“, pflegte der alte Kriechen zu den jungen Knechten zu sagen. Jedenfalls sah der Christian bald Abend für Abend und mitunter auch den ganzen Tag beim Schwänken, und jeder Taler, den er durch die Gurgel jagte, legte sich als Schandmal auf das kleine Häufchen, und eines Tages waren es viele hundert Mark.

Da starb der Steffen Ehefrau. Man sagte, sie habe sich zu Tode gequält. An ihrer Waise kam der Christian zur Verwaltung. In den drei Jahren verlor er ihr, dem Töchterchen des Brautpaares, abzugeben und sein verlottertes Leben neu aufzubauen. Aber es war schon spät, sehr spät.

Christian Steffen war alt geworden, aber er verlor Mut und Zuversicht nicht. Hatte er nicht zwei kräftige Töchter, die durch ihre Hände die Arbeit alle Schulden zurückzahlen konnten? Da kam der Krieg, der von 70/71, und nahm ihm den einen, und der andere ging nach Amerika, weil „drüben“ mehr zu verdienen sei. Er wollte bald Geld, viel Geld haben. Erst schickte er zwei wenig hoffnungsvolle Briefe, dann kamen noch ein paar spärliche Kartengrüße an den Vater, und darauf blieb auch er stumm. „Amerika hat ihn verschluckt“, sagte Christian Steffen und zählte auch ihn zu den Toten.

Drei Monate später packte Christian Steffen sein Bündel und ging aus seinem Hause, das nicht mehr sein war, fort zum Sternhofe und wurde „der alte Kriechen“.

Wer aber damals glaubte, nun hätte das Schicksal den Christian Steffen untergebracht, der irrte sich. In ihm steckte eine unverwundliche Lebenskraft, seine dunklen Augen blickten weiter tapfer und mutig in die Welt, und seine Rede war: „Gott verläßt keinen, der sich nicht selber aufgibt.“

So verrichtete er Jahr um Jahr die schwere Knechtsarbeit, tat gebührend, was ihm aufgetragen wurde, und seine harten Hände wurden noch härter. Er gab nie einen Heller für sich aus und gönnte sich in den vielen Jahren nicht

das geringste Vergnügen. Was im Sternhofe auf den Tisch gesetzt wurde, genügte ihm. Im Stroh seines Bettes aber barg er jeden Groschen seines großen Lohnes. Aus den Groschen wurden Taler, und aus den Talern im Laufe der Jahre manch klingendes, blühendes Goldstück.

Wofür sparte der alte Kriechen, da er doch ganz allein auf der Welt stand? Der Kriechen sagte es jedem, der es hören wollte und manchem, der nicht danach fragte. „Das Häufel muß wieder mein werden!“ Mit dem Schwänkenwirt hatte er längst verhandelt. Er wollte ihm das Haus an dem Tag überlassen, an dem er ihm sechshundert Taler auf den Schenktisch legte. Sechshundert Taler, die wollten zusammengekratzt sein! Aber Christian Steffen verstand auf lange Sicht zu rechnen, und der unablässige Gedanke an sein Ziel hielt ihn gesund und kräftig bis ins hohe Greisenalter hinein. Und er tat sein mühseliges Tagewerk allezeit mit Freuden. Wenn einer wußte, wofür er sich abraderte, dann ist schon nichts zu schwer“, ging seine Rede, wenn eine mittellose Seele ihm um seines harten Loses willen bedauern wollte.

Und Christian Steffen genoß mit innerer Lust seinen wachsenden Anteil am alten Besitz. Jeden Sonntag ging er an dem Häufchen am Dorfe vorbei und betrachtete es gewissenhaft und liebevoll, als wäre es schon wieder das seine. „Die Fensterläden müssen frisch gestrichen werden“, sagte er zu sich selbst, und an der Ecke fehlte gar ein Ziegel! Und wie das Geld ausfließt! Wist muß da hinein, wenn was

Die Marokkin von Korff

Ein allbekanntes Original - Von Gustav Willinger

Das alte Herzogtum Aurland, das nun schon lange kein Herzogtum und lange auch nicht mehr das alte Aurland ist, war reich an Männern, die durch das Selbsttame, Eigenwillige, oft auch Märtyrliche ihres Wesens sich den Beinamen eines Originals zu verschaffen wußten. Nicht daß nun ein jeder sich absonderlicher Taten befleißigte, um durch solches Äußerer-Ordnen-Stehen seine besondere Meinung zu bekunden; das hätte nur den Widerspruch oder die Lachspur der Mitmenschen erregt. Wie sich seinerzeit der Unmut der Aurländer gegen den berühmten Töb von der Rede wandte, den Dickschädel aus westfälischem Ge... t, der nach dem Zusammenbruch des Ordens, lautes und der Begründung des Herzogtums sich als einziger hartnäckig weigerte, seinen ehemaligen Ordensmeister als Herzog anzuerkennen und bei dieser Weigerung trotz mancher Not und Gefahr beharrte, und es also zuwege brachte, daß im jungen Herzogtum Aurland ein einziger Querschnitt selbstherrlich auf seinen Gütern regierte, ohne dem Herzog untertan zu sein.

Hand folgte Eigenwilligkeit im ganzen Lande nicht Zustimmung, weil sie die mühsam erungene Einheit gefährdete, so haben die Aurländer doch allezeit eine Vorliebe für seltsame Ränge und Eigenbrötlerei gehabt, die dem Ganzen nicht schaden, ihre eigenen Wege gingen. Ihre Streiche und Taten, ihre oft witzigen Meinungsäußerungen hat die Anekdoten getreulich aufbewahrt.

Es waren auch Frauen unter diesen Originalen, wie es uns der Anekdotenkanz um die alte Starostin Constanza von Korff geb. von der Wahlen bezeugt, die im 18. Jahrhundert auf ihren Gütern wie eine Patriarchin über Kinder und Kindeskinde und ihre Erbleute

geherrschte. Sie war eine Frau von eisernen Grundfassen, die, weil sie sich selbst frühzeitig zu beherrschen gelernt hatte, alle, die in ihre Nähe kamen, zu beherrschen wußte.

Die zwanzigjährige schöne Constanza lebte im geheimen einen jungen Mann, als der alte Starost von Korff, der plötzlich zu Besuch gekommen war, kurz entschlossen um sie freite. Unter den Kliden des Vaters bezwang die Schöne den Widerspruch, wehmütig die Pfeile des unerwünschten Gastes stopfend. Und sie bezwang sich zum zweiten Male, als der alte Freier, um zu prüfen, ob die zukünftige Frau gehorham und fröhlichen Sinnes Schmerzen ertragen könne, kaltblütig die brennende Pfeile mit dem roßigen Finger des schönen Constanzens nachstochte. Sie wurde ihrem Gatten dennoch eine brave Frau. „Wer hier auf Erden nicht Kinder zeugt, den holt der Teufel“, sagte sie und gebar ihrem Mann sechzehn gesunde Kinder. Und blieb blühend schön bis ins höchste Alter.

Es war ein Grund das dieser seltsamen Frau sich allen Kummer und Schmerz fernzubalten oder zumindest durch Arbeit so schnell als möglich aus der Seele zu tilgen. — denn Tränen verderben die Augen und den Magen, und kein vernünftiger Mensch kauft das Uebel wieder.“

Starb einer ihrer nächsten Angehörigen — und sie sah viele ihrer Kinder und Kindeskinde sterben —, so gebot sie, den Namen des Toten in ihrer Gegenwart fürs erste nicht mehr zu nennen, und stürzte sich in die Arbeit und tat Gutes allerorten.

Auf einer Reise an den Hof der Großen Katharina hatte einst auch der windige sizilianische Bauernsohn, der berühmte Wundermann Cagliostro haltgemacht. Bald erlangen

Verührung der Nesseläden vermeiden, ist allerdings nicht bekannt, ebenso wenig wie wir über das Verhältnis unrichtig sind, das zwischen den Haien und ihren Begleitern, den Piloten oder Lotionsfischen, besteht. Diese ebenfalls zu den Marfelen, und zwar zu den Stachelmarfelen gehörende bläulich-silbergraue, mit fünf dunkelblauen Bändern gezeichnete und bis zu 30 Zentimeter lang werdende Fischart ist fast immer in der Nähe eines großen Haies zu finden. Der Lotionsfisch soll, wie behauptet wird, seinen großen Freund zur Beute führen und aus Dankbarkeit dafür von ihm geschont werden. Andere meinen, er folge dem Hai lediglich aus einem bestimmten Spieltrieb heraus, ebenso wie er auch Schiffen manchmal stundenlang folge. Und wieder andere sind der Meinung, daß es ihm nur auf den Schutts ankomme, den ihm die Schwäne des Meeres unfreiwillig gewährt, weil es ihr einfach unmöglich sei, den äußerst bedenden Lotionsfisch zu erwischen.

Wie gesagt: Genauer wissen wir über diese seltsame Lebensgemeinschaft nicht. Auch dafür, daß der Fisch die Brandgans verachtet, ist kein zureichender Grund zu finden. Ist ihm zu trügerisch? Oder trifft in entsprechen der Weise vielleicht auch bei ihm zu, was bei den oben erwähnten Raubvögeln als Ursache ihres schonenden Verhaltens den in ihrer Nachbarschaft nistenden Kleinvogel an? Das nämlich in der Nähe des Storches der Ventrtrieb schweigt, weil er vom Brut- und Brutpflegetrieb unterdrückt wird, weil in dieser Zeit der Trieb nach dem Süden alles andere in der Vogelfeele verdrängt.

Die Jungen des Störers leben gleichsam in einem Hagel dauernd drohender Schrapnell. Die jugendlichen Angehörigen dieser 40 Zentimeter langen, blaugrauen Marfelen art im Mittelmeer halten sich stets in der Nähe großer Meeresvögel auf und flüchten bei Gefahr sofort zwischen die wie Sprenglabellen wirkenden Nesseläden der wehrhaften Quallen. Ob die Meeresvögel, die ja sogar einen Menschen gefährlich werden können, die jungen Fische mit Absicht schonen oder ob sie selber durch ihre Wendigkeit jede

sonsten nicht das geringste Gewissen daraus machen, jeder Gans, die sie erwischen können, das Lebenslicht auszulöschen.

Nicht weniger Mut haben die vielen Sing- und anderen Kleinvögel, die in unmittelbarer Nähe des Sperbers, Habichts oder Albers, ja manchmal sogar in dem Reich der Raubvögel selbst ihr eigenes kleines Nest herrichten, ihre Brut hochsitzen und, wenn die Zugzeit kommt, mit ihren natürlichen Todfeinden zusammen auch noch die weite Reise nach dem Süden antreten und zurücklegen. Dort geht der Krokodilwächter, von dem schon die Alten Wunderdinge sagten, seinem gefährlichen Verste nach. Ob das gefährliche Krokodil allerdings seinem Trabanten, der ihm das Ungeziefer vom Panzer sucht und ihm die Bahne pflügt, wirklich so viel Wohlwollen entgegenbringt, wie es den Anschein hat, steht noch dahin. Vielleicht ist es nur die Gefährlichkeit des fischen Vogels, die ihn vor der Gefahr sichert, zwischen die Kinnladen des Ungeheuers zu geraten.

An den Küsten der deutschen Meere lebt, zum Beispiel, eine der schönsten Vertreterinnen des Gänsegeschlechts, die große Brandgans — ein durch ihre halbzahne Lebensweise auch sonst merkwürdiges Tier —, mit Küchsen in einem Bau zusammen. Sie brütet dort, zieht in ihm die Jungen groß und kümmert sich nur wenig um die Notröcke, die mit ihr die Wohnung teilen und sich an

wachsen soll! Und Ditteln wird ich Rechen machen, — du meine Güte!“

Manchmal freilich überkam ihn die Angst, Gott möchte ihn auf dem Sternhofe sterben lassen, bevor er den letzten Taler zusammenhatte. Dann betete er schlicht und einfach wie ein Kind: „Lieber Gott, gib, daß ich einmal in meinem Häufel sterben kann“, und dann wußte er, der große Geber aller Güter, der ihn so harte Wege geführt hatte, würde ihm die Erfüllung dieses Herzenswunsches nicht versagen.

Und endlich, endlich kam der Tag, wo der alte Kriechen sein Spargeld hervorholte und volle sechshundert Taler zählte. Am Abend ging er zum Schwänkenwirt, und seine knorrigen Hände zitterten zum erstenmal, als er ihm das Geld, die Spargroschen aus fünfundsiebzig langen Jahren, auf den Tisch legte.

Einen Monat später nahm der Kriechen abermals sein Bündel unter den Arm, und klopfenden Herzens schritt er den Weg zurück vom Sternhof in sein Eigentum. Er ging langsam, jeden Schritt voll genießend, und die Glückseligkeit strahlte ihm aus den dunklen Augen. Als er die Schwelle seines Hauses überschritt, rannen ihm die Tränen über das runzlige Gesicht, und der alte Mann brachte sich dieser Tränen wahrhaftig nicht zu schämen.

Am nächsten Morgen lag er tot in seinem Bett, auf dem bleichen Antlitz den letzten Schimmer himmlischer Freude. „Die Klagen und das Herzeleid von achtundsiebzig Jahren haben ihm nichts anhaben können“, sagte der Arzt, den man herbeigerufen hatte, „die Freude eines einzigen Tages hat ihn getötet.“

Drei Tage später trug man den alten Christian Steffen aus seinem Hause hinaus auf den Kirchhof, und das ganze Dorf gab ihm das Geleit.

Ein Nilgansd

ist ein Pflanz

Was eine Pflanze oder ein Tier ist, soll man leicht unterscheiden können. Ein Nilgansd wird nie in den Verdacht kommen, eine Pflanze zu sein, und eine Giche wird niemand für ein Tier halten. Aber es gibt Wesen genug, die der Zoologe für sich anerkennet und im Weh auf führt und die der Botaniker nicht hergeben will. Aha, denkt jeder, das sind die Pflanzentiere, die Sesseltiere, Seelilien und Korallen. Aber auf die verzichtet jeder Botaniker. Ueber jeden wissenschaftlichen Zweifel erhaben sind diese sogenannten Pflanzentiere echte Tiere. Wie unterscheiden sich denn überhaupt Pflanze und Tier?

Es gibt keine sicheren Unterscheidungsmerkmale, alle Definitionen versagen. Eine Pflanze assimiliert, lebt von anorganischen Stoffen, das Tier dagegen frisst organische Lebensmittel? Dann gehören aber die Pilze zu den Tieren, denn sie werden von Chemikalien nicht satt, können nicht assimilieren und brauchen organische Stoffe zur Nahrung.

Die Pflanze ist festgewachsen, das Tier dagegen ist frei beweglich? Dann sind Korallen und viele Muscheln Pflanzentiere und viele Wasserpflanzentiere sind Tiere.

Die Erklärungsversuche werden immer komplizierter. Wie ist es denn damit? Eine Pflanze wächst mit möglichst großer Oberfläche, ein Tier dagegen verkleinert die Oberfläche, um den Wärmehaushalt besser zu regulieren? Aber schon der Kaktus auf dem Feuerbrett protestiert dagegen, und die Schwämme, die Tiere sind, wachsen in den phantastischen Formen. Uebrigens haben die Schwämme kaum eine Eigenbewegung.

Es ist nichts mit den Definitionen. Es gibt keinen scharfen Unterschied zwischen Tier und Pflanze. So einigt sich die Naturwissenschaftler in jedem Zweifelsfalle und überläßt: Ueberwiegen die pflanzlichen Merkmale oder die tierischen? Man beurteilt jeden Einzelfall und verteilte Pflanzentiere auf Botanik und Zoologie. Nicht überall gelang die Einteilung. Es blieben viele Wesen übrig, die weder die Zoologen noch die Botaniker herausgeben wollten.

Auf Baumstämmen oder auf der Gerberlohe sieht man im Frühjahr oft eine gelbe Schleimmasse. Es ist die Lohblüte. Die Botaniker sprechen von Schleimpilzen und die Zoologen von Pilztieren. Beide führen das Wesen in ihren Lehrbüchern. Die Schleimmasse ernährt sich wie Pilz, aber in der Fortpflanzungszeit treten Jugendformen auf, die sich tierisch bewegen und ernähren.

Satt alle Pflanzentiere sind unter dem Mikroskop zu finden. Da gibt es Geißeltierchen, hirnartige Wesen, die tragen eine lange Peitsche, die sie strudelnd herumklopfen und mit der sie klink und behebende im Wasser umherkriechen. Die Bewegung ist tierisch, zum Teil auch die Ernährung, aber die Geißeltierchen tragen grünen Farbstoff wie die höheren Pflanzen, um damit zu assimilieren. Am den Konflikt noch größer zu machen, haben einzelne Geißeltierchen, die sogenannten Augentierchen, noch einen roten Augenfleck. Mit dem Augenfleck nehmen die Pflanzentiere nur Selt und Dunkel wahr. Aber immerhin, hat man jemals schon etwas von Pflanzentieren gehört? Auch die Geißeltierchen leben in den botanischen und in den zoologischen Lehrbüchern.

in den Mitauer Salons hinter schwarzen Tüchern die Stimmen Abgeschiedener; unter den feurigen Widen des Nachts ergingen sich die „Gläubigen“ und „Empfindsamen“ der Stadt in den geheimen Wissenschaften. War wollte manche Blumigkeit, ja Unfähigkeit dem Herrn Grafen und „Abgeordneten Gottes“ nicht wohl anstehen, aber narte Weelgebud nicht selbst die Heiligen? — Cagliostro sah seinen Weizen in Mitau schon blühen, nur blieb ihm, zu seinem Kummer, das Haus der Starostin verschlossen. Dieses aber war der Sammelplatz der besten Gesellschaft, hier ein und aus zu geben, bedeutete Ehre und Ansehen. Und zudem: seine Reiselasse war leer — und bis St. Petersburg war es noch weit. Also suchte Cagliostro mit salbungsvoller Miene sich der reichen, angelegenen Frau zu nähern. Die Starostin empfing ihn eiskalt, ließ sich gar nicht von seinem dunklen Reden beeindrucken, ja verwies ihn förmlich aus ihrem Saale. In seiner Ehre gekränkt, rächte sich der verlannte Prophet und „Abgesandte Gottes“ mit dem schauerlichen Fluch: „Am 14. Mai, noch ehe sie ihre Mittagsuppe gegessen haben wird, wird diese Frau des Todes sein!“ Die Starostin lächelte nur, während ihre gläubige Nachkommenschaft zitternd dem Schicksalstage entgegen sah. Er kam, und die Zweihundzigtjährige als leerenrueig und scherzend ihre Mittagsuppe, und blieb auch nach der Mittagsuppe noch am Leben. — also das Ansehen des großen Cagliostro untergraben.

Die Starostin von Korff erlebte noch das unruhliche Ende des Abenteurers und starb erst zehn Jahre später. Mitten unter ihren Leibeigenen, denen sie wie eine Mutter war, liegt sie begraben Auf ihren Grabstein aber steht sie den Spruch setzen, der die Einfalt und das herrschgewohnte Selbstbewußtsein dieser ungewöhnlichen Frau wiedergibt: „Dort hier bin ich und die, die du mir gegeben hast!“

Anna, die unzufrieden leben

Von Dr. E. W. Ratner

In Schaubuden, Zos, und bei Naturfreunden wurde des öfteren beobachtet, daß Raubtiere mit anderen Tieren zusammenleben, die sie in der freien Natur sofort überfallen und verzehren würden. Man sieht beispielsweise Füchse und Mäuse miteinander spielen, Alts und Kaninchen friedlich nebeneinander liegen, und dazwischen laufen viele leicht auch noch Tauben herum, denen von den Aukern ebenfalls nichts zuleide getan wird. Was sich normalerweise nicht verträgt, ist vom Menschen aneinander gewöhnt worden. Die Friedfertigen haben alle Ehen vor ihren natürlichen Feinden verloren, und nur selten geschieht es, daß die alte Raublust aufflammt und unter den Geßpielen ihr leicht zu erbeutendes Opfer sucht. Zumeist: es kommt vor, und ein gefährliches Leben bleibt eine solche künstliche Gemeinschaft für die Mäuse, Tauben und Kaninchen darum doch, nicht anders wie in den wenigen Fällen, in der Natur, in denen Raub- und Beutetiere in aufeinander größter Eintracht nebeneinander ihr Dasein fristen!

An den Küsten der deutschen Meere lebt, zum Beispiel, eine der schönsten Vertreterinnen des Gänsegeschlechts, die große Brandgans — ein durch ihre halbzahne Lebensweise auch sonst merkwürdiges Tier —, mit Küchsen in einem Bau zusammen. Sie brütet dort, zieht in ihm die Jungen groß und kümmert sich nur wenig um die Notröcke, die mit ihr die Wohnung teilen und sich an

sonsten nicht das geringste Gewissen daraus machen, jeder Gans, die sie erwischen können, das Lebenslicht auszulöschen.

Nicht weniger Mut haben die vielen Sing- und anderen Kleinvögel, die in unmittelbarer Nähe des Sperbers, Habichts oder Albers, ja manchmal sogar in dem Reich der Raubvögel selbst ihr eigenes kleines Nest herrichten, ihre Brut hochsitzen und, wenn die Zugzeit kommt, mit ihren natürlichen Todfeinden zusammen auch noch die weite Reise nach dem Süden antreten und zurücklegen. Dort geht der Krokodilwächter, von dem schon die Alten Wunderdinge sagten, seinem gefährlichen Verste nach. Ob das gefährliche Krokodil allerdings seinem Trabanten, der ihm das Ungeziefer vom Panzer sucht und ihm die Bahne pflügt, wirklich so viel Wohlwollen entgegenbringt, wie es den Anschein hat, steht noch dahin. Vielleicht ist es nur die Gefährlichkeit des fischen Vogels, die ihn vor der Gefahr sichert, zwischen die Kinnladen des Ungeheuers zu geraten.

An den Küsten der deutschen Meere lebt, zum Beispiel, eine der schönsten Vertreterinnen des Gänsegeschlechts, die große Brandgans — ein durch ihre halbzahne Lebensweise auch sonst merkwürdiges Tier —, mit Küchsen in einem Bau zusammen. Sie brütet dort, zieht in ihm die Jungen groß und kümmert sich nur wenig um die Notröcke, die mit ihr die Wohnung teilen und sich an

Der Mann aus Tübingen

Kriminalroman von Fritz Krumm

Die letzten zwanzig Minuten vor dem furchtbaren Ereignis im Hause Uhlig verliefen so: Auf das Klingelzeichen öffnete die Haushälterin Dora Hoppe die Haustür und führte Herrn Bärlapp, einen guten Bekannten und Geschäftsfreund ihres Herrn, ins Arbeitszimmer. Sie bat ihn, sich zu gedulden. Herr Uhlig sei in seinem Zimmer, werde aber wohl gleich kommen. Der Besucher knöpfte eine Unterhaltung mit dem noch jungen und hübschen Mädchen an. Dora Hoppe konnte nicht umhin, länger als ihr lieb war zu verweilen, und sie kehrte daher erst nach geraumer Weile wieder zu ihrem Zimmer zurück, wo ihr Besuch ihrer harnte. Im Treppenhause kam ihr Fritz Lennemann, der einzige Angestellte des Versandhauses Uhlig, entgegen. Er wohnte im Hause, als aber in der Wirtschaft. Im Begriffe, sich zum Abendessen zu begeben, wechselte er mit Fräulein Hoppe im Vorübergehen einige Worte. Darauf trat die Haushälterin in ihr Zimmer ein. Zu ihrem Mißvergnügen hatte sich Reinhold Kurz, ihr Verlobter, bereits zum Weggehen fertiggemacht. „Es ist Zeit für mich“, sagte er. „Ich muß noch arbeiten.“ Unter der Haustür nahmen die beiden Abschied voneinander, und sie schloß hinter ihm ab. Fünf Minuten später klingelte es wieder. Diesmal war es der Arzt, in dessen Behandlung der herzleidende alte Herr stand. „Herr Uhlig ist noch in seinem Zimmer“, teilte die Haushälterin ihm mit, nahm dem Doktor Hut und Mantel ab. In diesem Augenblicke gestalte ein schrecklicher Schrei durchs Haus.

Dora Hoppe erschauerte so sehr, daß sie wie gelähmt da stand und kein Glied rühren konnte. Dr. Müller rannte zum Zimmer Uhligs, rief die Tür auf, niemand da. Er stürzte die Treppe hinauf; Bärlapp ihm nach. Im Büro endlich fand man Uhlig, noch lebend, aber in den letzten Zügen. In einer äußersten Willensanstrengung hob der Unglückliche den Kopf, öffnete verkrampft den Mund. Atemlos lauschten die Umstehenden seinen Worten: „Es war Kurt...“ Damit brach der Satz ab, und das Leben zerrann in einem Nu.

Diese Feststellungen machte der Kriminalkommissar Lütz in den ersten Verhören und Untersuchungen. Der Mordverdacht richtete sich einzig und allein gegen Kurt Fleming, den Neffen Uhligs, der denn auch alsbald verhaftet wurde. Die Zeigenaussagen ergaben, daß es oft zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Onkel und Nefen gekommen war. Kurt Fleming, ein etwas leichtfertiger junger Mann, hatte über seine Verhältnisse gelebt und oft die geldliche Hilfe seines Onkels in Anspruch genommen. Fräulein Hoppe behauptete, Kurt Fleming habe noch am Vorabend des Mordtages eine erregte Aussprache mit dem Onkel gehabt, in der es laut berging. Das Wort Entsetzen sei gefallen und der alte Herr habe im Zorn geschrien: „Keinen Pfennig bekommst du mehr von mir! Ins Zuchthaus mit dir! Da gehörst du hin!“

Kurt Fleming leugnete entschieden, der Täter zu sein oder mit der Mordtat irgend etwas zu tun zu haben. Zunächst war er guten Muts und voller Zuversicht, daß sich der wahre Sachverhalt bald aufklären werde. Sehr bald mußte er jedoch zu seinem Schrecken einsehen, daß seine Lage bedenklich war und alle Instanzen den Verdacht gegen ihn bekräftigten. Das Schlimmste war, er konnte sein Alibi nicht nachweisen. Und dann kam unvermutet der Schlag, der ihn furchtbar traf und ihm jede Hoffnung raubte: „Ihr Onkel selber“, erklärte der Richter dem Untersuchungsgefängenen, „hat Sie als seinen Mörder bezeichnet. In seinem letzten Atemzug noch sagte er: es war Kurt...“

Außer sich vor Entsetzen und Verzweiflung, schrieb der Häftling: „Das kann nicht sein! Nein, nimmermehr! Sie flügen mir etwas vor, um mich zu einem Geständnis nach Ihrem Vorurteil zu zwingen. Aber ich bin schuldig.“

Kriminalkommissar Lütz untersuchte mit seinem Gehilfen Fred Hanke wiederholt die Stätte des Verbrechens. Besonders interessierte ihn auch das Haus selber und die Räumlichkeiten. Das Büro, in dem der Mord geschehen war, lag über der Privatwohnung. Neben dem Büro befanden sich einige Kammern und Lagerräume. Ganz vorn das Zimmer des Angestellten Fritz Lennemann. Es war ein altes Haus, düster und verunkelt. Die verbindende Treppe vom Untergeschoß lag weit im Hintergrund, so daß man vom vorderen Teil des Hauseingangs aus keinen Überblick hatte, wor die Treppe bemalte.

Fingerabdrücke oder sonstwelche Spuren fanden sich nicht. Aus den Wänden und Papiere ging hervor, daß in dem Selbstmord eine größere Summe aufbewahrt worden war, die, am Vormittag bei eingegangenen, von Uhlig aufscheinend nicht gleich auf sein Konto an die Bank abgebucht wurde. Der Selbstmord fand offen, unbrochen. Das Geld war weg.

„Ja“, sagte Lütz nachdenklich zu Hanke, „da sieht's traurig aus für unseren Gefangenen. Wie mag er unter diesen Umständen noch seinen Kopf aus der Schlinge ziehen?“

„Das klingt beinahe, als seien Sie von der Täterschaft Flemings nicht ganz überzeugt“, meinte Hanke verwundert.

Der Kommissar erwiderte nichts, zuckte nur mit den Schultern.

Hanke griff den Zweifel seines Chefs auf. „Und wenn man den Fall sehen wollte, es könnte ein anderer gewesen sein als Kurt Fleming, so läme doch nur jemand in Betracht, der den Vornamen Kurt hat. Meines Wissens ist aber niemand im Haus oder unter den Verwandten und Bekannten Uhligs, den er einfach und vertraulich mit Kurt anredete.“

Lütz zog sein Notizbuch hervor und sah die Liste der Namen durch, die er sich im Zusammenhang mit dem Mordfall vermerkt hatte. So fand er lange im tiefen Sinnen über die Namen gebeugt. Plötzlich fuhr er lebhaft auf, hatte mit dem Bleistift einen Namen an und sagte: „Diesen Mann will ich mir vor allen anderen einmal genau ansehen.“

Nach Lage später hatte der Kommissar wie bisher in dem Mordfall Verhörten auf sein Büro geladen. Es waren verammelt: Dr. Müller, Fräulein Hoppe, der Angestellte Fritz Lennemann und die Herren Reinhold Kurz und Walter Bärlapp.

Unter Befehl des Kriminalassistenten Hanke befragte Lütz jeden einzelnen nochmals eingehend. Vor allem legte er den Zeugen Dr. Müller und Bärlapp eindringlich nahe, ihre Aussagen über die letzten Worte des Ermordeten so bestimmt zu machen, daß sie sie beschreiben könnten. „Es kann kein Zweifel bestehen“, sagte der Doktor, „ganz deutlich hörte ich aus dem Munde des Sterbenden: es war Kurt.“

Herr Bärlapp indeffen zögerte ein wenig. Dann erklärte er: „Mir kam es so vor, als hätte der Sterbende noch etwas sagen wollen. Oder täusche ich mich? Es ist ja wohl auch nicht von Bedeutung, ob Uhlig sagte: es war Kurt oder, wie ich verstand: es war Kurt.“

„Es war Kurt“, wiederholte der Kommissar, jedes Wort bedäufend betonend. In seinen Augen zuckte ein triumphierendes Leuchten auf. Mit einer schnellen Wendung drehte er sich um, baute sich wachend vor dem Verlobten Fräulein Hoppe auf: „Nun, Herr Kurz, was sagen Sie dazu? Der Ermordete bezeugte Sie, Kurt, nicht seinen Neffen Kurt. Sie sind der Mörder!“

Die Lieberung gelang vollkommen. Kurt wurde schenkel und gitterte am ganzen Körper, machte nur kammelnd den Versuch, zu leugnen.

„Geben Sie sich keine Mühe“, herrschte der Kommissar ihn an. „Wer sich schon so erfolgreich wie Sie als Versicherungsbeträger und Heiratschwindler betätigt hat, der versucht's auch einmal bei Gelegenheit als Verbrecher. Ich war Ihnen in den letzten Tagen auf den Fersen, mein Junge, und da kam allerhand jutage.“

Wenn man heutzutage alt ist und fünfzig Jahre in der Lotterie gespielt und nichts gewonnen hat, nichts im Leben und nichts in der Lotterie, ist das müde Herz wohl kaum mehr dem Ansturm einer großen Lieberung gewachsen. Wie sollte es auch? War doch Gottfried Freidinger schon wegen seines Alters in Behandlung des alten Hausarztes Thaddeus Bartholomäus. Nicht daß ihm dieses oder jenes fehlte, es war mehr eine nachbarliche Freundschaft, welche die beiden alten Männer miteinander verband. Und zwischen den Reden über die vergangenen Zeiten konnte man leicht einmal das alte Herz abhorchen, den Puls fühlen und ein Bildchen verschreiben. Diese Thylla hatte wohl noch Jahre gebaut, wenn nicht eines Morgens Gottfrieds Frau aufgeregt zu dem Arzt gelaufen gekommen wäre und heftig an seiner Tür geklopft hätte.

„Es ist etwas Schreckliches geschehen!“

„Um Himmels willen! Was denn?“

„Mein Mann...“

„Ist ihm etwas zugefallen?“

„Er hat das Große Los gewonnen!“

Der Arzt glaubte, Falsches vernommen zu haben. Als es ihm aber dreimal, viermal wiederholt wurde, als er die Devisen mit dieser Nachricht selbst in der Hand hielt, verklärte sich sein Gesicht. „Wie hat Gottfried es angenommen?“

„Er weif es noch nicht.“

„Er weif es noch nicht?“

„Ich traue mir nicht, es ihm zu sagen. Ich fürchte...“

„Ihn könnte der Schlag treffen?“

„Ja, vor Freude kann er tot umfallen.“

Der Arzt nickte. „Wir müssen dies bedenken“, sagte er, „ein altes Herz muß geschont werden. Die plötzliche Freude kann wirklich seinen Tod herbeiführen.“

„Wollen Sie es ihm nicht langsam beibringen?“

Der Arzt nahm Hut und Mantel. „Ich will es gern tun. Kommen Sie!“

Der Kommissar nahm Kurt ins Einzelverhör, bewies dem Verbrecher an verschiedenen Anhaltspunkten, die er ausfindig gemacht, wie der Vorfall im Hause Uhlig sich abgespielt hatte. „Sie waren häufig bei dem alten Herrn im Büro, um für ihn gewisse Arbeiten auszuführen, Prospekte und Rundschreiben abzufassen und Werbemaßnahmen zu besprechen. Sie wußten also Bescheid im Hause Uhlig; hatten herausbekommen, daß er den Schlüssel in der Nähe des Selbstmords aufbewahrte. Nun begannen Sie ein Verhältnis mit Fräulein Hoppe und warteten die günstige Gelegenheit ab, Ihr dunkles Vorhaben auszuführen. An jenem Abend lauerten Sie, bis Herr Lennemann aus dem Hause war, der Ihnen in seinem Zimmer so nahe beim Büro hätte gefächelt werden können. Nach Ihrem Abschied von Fräulein Hoppe kehrten Sie heimlich ins Haus zurück — den Hausschlüssel hatten Sie bekommen — und verübten den Einbruch. Ihre Annahme, daß Sie vor Herrn Uhlig sicher wären, weil ihn Besucher erwarteten, verwickelte sich jedoch nicht. Er überraschte Sie und Sie schlugen ihn nieder, flohen mit dem geraubten

Ein Mann vom Namen Müller

Im der kleinen Stadt... Bald und Bergen liegen Verbundene. Lütz fährt auf der schönen Waldstraße eine offene Kutsche mit Genesenden in den Wald hinein, der jetzt in allen Farben des Herbstes glüht und brennt. Ich begeben mich im Aufzuge einer Bekannten, die in Hinderburg wohnt und krankliegt. In das Sonnenlicht, um dort ihren Mann aufzusuchen und ihr über seine Verwundung zu berichten.

Dem Manne ging es gut. Er hatte einen Armschuss bekommen und befand sich den Umständen nach ausgezeichnet. Er scherzte über seine Verwundung und brachte die junge Schwester zum Lachen. „Ob, was diese Schramme anlangt“, sagte er, „so habe ich sie in ehrlichem Kampf und mit ehrlicher Waffe erhalten. Anderen erging es nicht so gut. Viele wurden hinterückt, von Dächern und aus Baumwipfeln her angeknallt oder wie ein Schwein abgetrieben. Sehen Sie diesen blauen jungen Mann dort in der Ecke beim Fenster“, fuhr er flüsternd fort. „Gott weiß, ob er davonkommt, zehn Tage quält er sich schon. Die Best über das polnische Mordgeheim!“

Ich sah nach dem Bett in der Fensterecke, wo in weißen Kissen der Soldat lag. Sein schmales, eingefallenes Gesicht war von seiner wachsernen Blässe, die ein langer, zwischen Leben und Tod schwankender Zustand hervorruft, die geschlossenen Augen lagen unter hellen Braunen tief in den Kopf hineingezogen, eine Strähne weiß-blonden Haars fiel seitlich über ein blutleeres Ohr. Er lag, bis an die Brust zugebunden, unbeweglich auf dem Rücken; nur die langen, gelben Hände hingen nutzlos auf der Decke umher. Ein schmerzliches, zuweilen durch einen schweren Atemzug unterbrochenes Stöhnen entrang sich seiner Brust.

Mit welcher Begeisterung und Zuversicht ging er in diesen Krieg. „Eine gerechte Sache kommt schnell zum Siege“, pflegte er zu sagen. Seine Mutter antwortete darauf: „Gewiß, aber ich

Es geht immer mit

Werner vom Hofe

Du gehst keinen Schritt, es geht einer mit, ob gestern, ob heute! Schaut fern und dich an, ob Frau oder Mann, und bleibst dir zur Seite.

Ist hartes Gebot in Freude und Not und richtet die Stunden. Sein Leben ist dein, doch dein Opfer ist sein, für immer verbunden!

Du gehst keinen Schritt, es geht einer mit. Es ist dein Soldat! Sein Herz schlägt wie deins, euer Leben ist eins. Eins sei auch die Tat!

Geld ins Zimmer Lennemanns, von wo Sie in der allgemeinen Verwirrung unbemerkt entkamen. Stimmt's?“

Der Kommissar hatte nun den Verbrecher bald so weit, daß er ein Geständnis ablegte. Ein halbe Stunde später tauschte Kurt mit Kurt Fleming die Freiheit gegen die Gefängniszelle aus.

denke an die vielen Frauen, die jetzt Gattinnen und Mütter sind. — Du vergißt, daß wir nicht gegen Frauen und Mütter kämpfen“, lächelte der Sohn. — „Nein, da hast du recht; und Gott segne die, deren Kampf ritterlich und menschlich, wenn auch hart und gerecht geführt wird“, schloß die Mutter und umarmte zum Abschied ihren Sohn.

Gerecht, ritterlich und menschlich! Unter diesen Worten zog der junge Soldat in den Krieg, das Herz von einem Gefühl der Begeisterung, der Freude, des Stolzes und der Liebe geschwellt, wie er es früher nie gekannt hatte.

Er war nur ein einfacher Soldat, aber dennoch konnte er hier und da das Seine menschlich tun. Wenn sie einen Ort jenseits der Grenze besetzten, so lachte er den jubelnden Mädchen zu, als wäre jede von ihnen seine Braut; mancher alten Frau drückte er im Vorbeimarschieren die Hände, als drückte er die seiner eigenen Mutter. Als sie in Kräfte einmarschierten, trat aus einer Gruppe von Weibern eine alte Frau hervor. Um die Schenkel hatte sie ein dunkles Tuch geschlungen, in der einen Hand hielt sie einen bauchigen Krug mit einem Getränk. Es war ein heißer und anstrengender Tag, der Staub lag in der Luft und drang durch alle Kleider und Poren, der Durst war hart und brennend. Der junge Soldat griff, der Alten zulächelnd, nach dem Krüge.

Sie schmeckte nicht zurück, ihr Gesicht war hart. Er erinnerte sich, mit Genug den Krug an die Lippen legend, seiner Mutter, und in Gedanken verschwamm das Gesicht der Alten mit den Zügen der Mutter. „Eine Frau wie meine Mutter“, ging es ihm durch Kopf und Herz, während er, mit erhobenem Arm den schweren Krug haltend, in raschen Schritten trant.

Da spürte er einen heftigen Stoß gegen seinen Leib und sah, indes der Krug flürend zerbrach, wie es rot von Blut über seine Uniform auflief. Er begriff vorerst nicht, was da mit ihm vorging, daß die böse alte ihm ihr unter dem Tuche verborgenes Brotmesser in den Leib gestochen hatte, während er trant. Er schrie auf, mehr vor Verwunderung und Entsetzen als vor Schmerz, und das letzte, was er vernahm, ehe ihm die Sinne schwanden, war, daß die Alte, von dem Kolben eines deutschen Gewehrs getroffen, niederfiel.

Die junge Schwester, die mir flüsternd die Geschichte des jungen Soldaten erzählte, schloß: „Wir konnten es uns nicht erklären, weshalb er im Fieber immer den einen Satz wiederholte: Eine Frau wie meine Mutter... und uns dabei mit keinem entlegenen Blick ansah. Erst als sein Kamerad eingeliefert wurde, stürzte sich das Rätsel.“

Die Unbarmherzigkeit

Eine Geschichte von Dr. Hanns Köster

Wenn man heutzutage alt ist und fünfzig Jahre in der Lotterie gespielt und nichts gewonnen hat, nichts im Leben und nichts in der Lotterie, ist das müde Herz wohl kaum mehr dem Ansturm einer großen Lieberung gewachsen. Wie sollte es auch? War doch Gottfried Freidinger schon wegen seines Alters in Behandlung des alten Hausarztes Thaddeus Bartholomäus. Nicht daß ihm dieses oder jenes fehlte, es war mehr eine nachbarliche Freundschaft, welche die beiden alten Männer miteinander verband. Und zwischen den Reden über die vergangenen Zeiten konnte man leicht einmal das alte Herz abhorchen, den Puls fühlen und ein Bildchen verschreiben. Diese Thylla hatte wohl noch Jahre gebaut, wenn nicht eines Morgens Gottfrieds Frau aufgeregt zu dem Arzt gelaufen gekommen wäre und heftig an seiner Tür geklopft hätte.

„Es ist etwas Schreckliches geschehen!“

„Um Himmels willen! Was denn?“

„Mein Mann...“

„Ist ihm etwas zugefallen?“

„Er hat das Große Los gewonnen!“

Der Arzt glaubte, Falsches vernommen zu haben. Als es ihm aber dreimal, viermal wiederholt wurde, als er die Devisen mit dieser Nachricht selbst in der Hand hielt, verklärte sich sein Gesicht. „Wie hat Gottfried es angenommen?“

„Er weif es noch nicht.“

„Er weif es noch nicht?“

„Ich traue mir nicht, es ihm zu sagen. Ich fürchte...“

„Ihn könnte der Schlag treffen?“

„Ja, vor Freude kann er tot umfallen.“

Der Arzt nickte. „Wir müssen dies bedenken“, sagte er, „ein altes Herz muß geschont werden. Die plötzliche Freude kann wirklich seinen Tod herbeiführen.“

„Wollen Sie es ihm nicht langsam beibringen?“

Der Arzt nahm Hut und Mantel. „Ich will es gern tun. Kommen Sie!“

Ein tragikomischer Schulbetrieb

In dem norwegischen Städtchen Kongsvik ist der Schulbetrieb schon längst zu einer tragikomischen Angelegenheit geworden. Dreißig Kinder sollen die Schule besuchen, aber seit drei Jahren kommen nur fünfzehn, weil den Eltern der übrigen der Lehrer unheimlich ist. Jetzt endlich will die Obrigkeit gegen die am Schulstreik beteiligten Eltern Anklage erheben. Sie ist dazu veranlaßt worden durch die Mitteilung, daß seit einigen Wochen die Schule in Kongsvik überhaupt nicht mehr besucht wird. Das hat mit dem eigentlichen Schulstreik nichts zu tun, sondern ist einfach die Wirkung der Tatsache, daß der Zugang zur Schule durch einen Stacheldrahtzaun verperrt ist. Den Zaun hat Kristian Benjaminsen errichtet, der schon seit langer Zeit mit der Gemeinde prozessiert. Er behauptet, der Grund, und Boden, auf dem das Schulhaus steht, gehöre eigentlich ihm. Da nach seiner Meinung die Kirche zu langsam arbeite, überließ er jeden Morgen das Schulhaus durch Stacheldraht. Nachmittags läßt der Gemeinde-Amtmann den Zaun entfernen, aber am nächsten Morgen richtet ihn Kristian Benjaminsen wieder auf. Der Lehrer hat darauf seine Tätigkeit eingestellt und genießt jetzt die Sumpathie aller Kinder, auch derjenigen von der Stacheldraht-Wand.

Brühl und Umgebung

Brühl, 18. Dezember 1939.

Der Heimat Dank.

Samstag und Sonntag waren Danktage. Jeder Tag, an dem unser Kriegswinterhilfs-wert ansteigt, verbindet die Heimat mit der Front. Denn das ist unsern Soldaten draußen die schönste Gewissheit, daß Kampffront und Heimatfront eins sind in dem Gedanken gegen-sätzlichen Zureinander, in dem Bewußtsein, je-der an seinem Plaze sein Wert zu tun für Deutschland. — Jeder, der in der Heimat weilt, weiß, daß er eines denen da draußen voraus hat: Sein Heim, seine Familie, seine Bequem-lichkeit in freien Tagesstunden. Die da draußen sind, weilen fern von Heimat, Heim und Fa-milie. Sie opfern jeden Tag sich ganz für die Daheimgebliebenen. Ein äußeres Symbol für die Einheit von Heimat und Front ist das Er-gbnis eines jeden Tages des Winterhilfswer-tes. Das weiß auch unsere Jugend und darum hat sie vorgestern und gestern mutig den Kampf mit der Blöße geführt, um dieses Ergebnis des Tages des Kriegswinterhilfswertes so zu gesal-ten, daß damit die große und oft ganz neue Aufgaben, die der Krieg stellt, auch gelöst wer-den können. Der Jugend wie den Opfern der Heimatfront gebührt ein ganzes Lob, daß sie den Sammeltag als Danktag der Heimat an die Front verbandelten.

Das Ehrenkreuz der Deutschen Mutter.

= Gestern wurden auch in den beiden Orts-gruppen **Brühl-Nord** und **Brühl-Süd** die **Ehrenkreuze der Deutschen Mutter** an die Frauen und Mütter ausgeteilt, die die vom Führer gestifteten Auszeichnungen noch nicht erhalten hatten. Der Ortsgruppenleiter wies nach dem Fahnenemarsch auf die große Wertschätzung und Achtung hin, der sich die deutsche kinderreiche Mutter im neuen Deutsch-land wieder erfreut. Die Politischen Leiter überreichten dann den Müttern die Ehren-kreuze mit den Urkunden und ebenso jeder Mutter einen kleinen Blumenstrauß. Mit den Nationalkledern wurden die beiden getrennt gehaltenen Feiern der beiden Ortsgruppen be-endet.

Familiennachrichten aus Brühl.

Geburten: Sohn Franz Josef der Eheleute Bauhilfsarbeiter Konrad Heinerl und Eliza-beth Maria Kutscheidt — Sohn Josef Theodor der Eheleute Brenner Joh. Gottlieb Schubert und Anna Maria Breitenbach — Sohn Theo-dor der Eheleute Fabrikarbeiter Everhard Fischer und Christine Trimbom — Sohn Franz Josef der Eheleute Fabrikarbeiter Josef Knecht und Paula Bengel — Sohn Helmut Hans der Eheleute Fabrikarbeiter Johann Beyam und Anna Wienand.

Eheschließungen: Möbelfachler Martin Houf aus Duisburg und Kontoristin Maria Welter aus Brühl — Armaturschlosser Peter Fring und Christine Kuhl — Behördenangestellter Adam Mathias Hürlen und Behördenange-stellte Elisabeth Lichtenberg.

Die Feiertage in den Gaststätten.

Der erste Weihnachtsfeiertag 1939 und der Neujahrstag 1940 fallen auf einen Montag, d. h. auf einen Tag, an dem die Gaststätten und Beherbergungsbetriebe normalerweise keine Fleischgerichte verabsorgen. Der Reichs-minister für Ernährung und Landwirtschaft hat sich jedoch damit einverstanden erklärt, daß an diesen Tagen **Fleischgerichte** abgegeben werden dürfen. Außerdem sind für den **Heiligen Abend**, für den ersten und zweiten Weihnachtsfeiertag und für den **Silvesterabend** 1939 für die Ge-derde in Gaststätten und Beherbergungsbetrie-ben 2 Hauptgerichte anstatt des sonst zulässigen einen gestattet. Ein Gedeck darf zwei Hauptge-richte — einen Fischgang und einen Fleisch-gang — oder für den Fleischgang gegebenen-falls Wild oder Geflügel enthalten. An Stelle des einen Hauptgerichts darf auch ein Vorge-richt abgegeben werden.

Steuern bezahlen.

= Die Brühler Stadtkasse mahnt alle am 15. Dezember fällig gewordenen und über diesen Zeitpunkt hinaus nicht gestundeten Steuern und Abgaben zur ungehinderten Zahlung an. Wer bis zum 21. Dezember die Rückstände nicht bezahlt hat, muß erwarten, daß die Rückstände zwangs-weise eingeholt werden.

Motorradunfall.

= Zwischen Brühl-Pingsdorf und dem Swisterberg kam es auf der Eustirchener Land-strasse zu einem schweren Motorradunfall. Eine Frau aus Köln fuhr mit ihrem Motorrad auf der etwas nassen und daher schlüpfrigen Straße gegen einen Baum. Sie erlitt hierbei Arm- und Beinbrüche und schwere Kopfverletzungen. Sie wurde von einem Personenvagen in das Krankenhaus gebracht.

Walberberg.

Auch nachts beleuchtet!

Daß man auch in der Dunkelheit alle Jahr-zuge, die nicht im Hof, in den Stallungen oder Scheunen untergestellt werden können, vor-schriftsmäßig so beleuchten muß, daß sie kein Verletzungsgefahr sind, zeigt ein trauriger Fall aus **Walberberg**. Dort war ein Mann in der Dunkelheit in der Frohngasse bewußt-los ausgefallen worden. Er hatte, wie der Arzt feststellte, einen schweren Schädelbruch. Es wurde festgestellt, daß der Mann gegen ein nicht beleuchtetes Fahrzeug gelaufen und dann zurückgefallen war, wobei er sich den Schädel-bruch zuzog. Er starb einige Tage nach dem Unfall und wurde am Wochenende begraben.

Anrechnung von Angestelltenzeiten bei der Ueberführung ins Beamtenverhältnis

Bei der Ueberführung in das Beamtenver-hältnis wird die im Verhältnis eines Angestell-ten oder Arbeiters eines Landes, einer Ge-meinde oder einer sonstigen Körperschaft des öffentlichen Rechts verbrachte Zeit oder die in keinem öffentlichen Dienst verbrachte Beschäf-tigungszeit — vorausgesetzt, daß diese für die spätere Tätigkeit förderlich war — in der Re-gel bis zur Hälfte angerechnet. Im Reichs- oder Staatsdienst kommt die Ueberführung von An-gestellten in das Beamtenverhältnis nur ganz selten vor. Im Gemeindebereich dagegen erfolgt vielfach erst die Beschäftigung als Angestellter, und zwar für solche Tätigkeiten, die sonst über-tragen sind. Gleichwohl hat der Reichsinnen-minister entschieden, daß auch in diesen Fällen keine weitergehende Anrechnung erfolgen kann, der Gemeindebeamte nicht besser gestellt werden dürfe, als gleichwertende Beamte des Landes oder des Reiches. Im übrigen weist der Erlaß darauf hin, daß die Gemeindebeamten schon insofern besser gestellt sind, als sie in den weit- aus meisten Fällen vor ihrer Anstellung als Beamte tarifmäßige Bezüge als Angestellte er-halten haben, während die im Dienst des Rei-ches oder des Landes zur Anstellung gelangten Beamten vor ihrer Anstellung in der Regel zunächst eine Vorbereitungszeit abzuleisten, haben, während der sie nur Unterhaltszuschüsse erhalten.

Malerarbeiten auch im Winter

Das Handwerk hatte in den letzten Jahren wie alle anderen Berufe wieder seine Arbeit, oft sogar so viel, daß es nicht alles bewältigen konnte, was von ihm verlangt wurde. Das gilt auch für das Malerhandwerk. Alle Jahre aber mußte wieder festgelegt werden, daß sich im Spätherbst die Aufträge häufen, daß sie aber im Herbst nachließen und im Winter ganz aufhörten. — Diese ungleiche Verteilung ist volkswirtschaftlich schädlich. Sie ist aber auch unnötig, denn es ist nur eine alte Gewohnheit, daß man im Winter seine Hausinstandsetzungen ruhen läßt. Und schließlich handelt der Hausbe-sitzer und Wohnungsinhaber auch wirtschaftlich umflug; denn wer seine Innenräume und

Treppenhäuser im Winter vom Malermeister herrichten läßt, wird eher noch pünktlicher und aufmerksamer bedient, als in der sommerlichen Hochsaison, wo Neubauten oft alle verfügbaren Kräfte an sich ziehen. Bei Hausfrauen und Hausbesitzern besteht vielfach noch die irrige Meinung, daß Malerarbeiten im Winter nicht ausgeführt werden können. Gewiß, Außenarbeiten an Fassaden usw. sind im Winter nur bedingt möglich. Aber alle Innenarbeiten, wie das Streichen von Wänden und Schläp-jimern, Räumen und Fluren, das Streichen und Lackieren von Türen, Fenstern, Fußböden, Mö-beln usw., können im Winter genau so gut und haltbar ausgeführt werden wie in wärmeren Jahreszeiten. Auch in der Kriegszeit sollen Hausbesitzer und Wohnungsinhaber mit ihren Aufträgen nicht zurückhalten. Denn gerade im Winter muß das wirtschaftliche Leben der in-neren Front möglichst reibungslos ablaufen, und die Sachverhaltung ist im Winter min-dest ebenso wichtig wie im Frieden. An alle Hausbesitzer und Wohnungsinhaber ergeht des-halb vom Handwerk die Bitte: Vergebt eure Malerarbeiten in den Innenräumen, Treppen-häusern usw. auch in den Wintermonaten. Ihr helft dadurch dem Handwerk, ihr nützt aber dadurch auch euch selbst.

Gemeindliche Selbstverwaltung im Kriege

DRK. Fast könnte man versucht sein, die Frage aufzuwerfen, was eigentlich im Kriege von einer gemeindlichen Selbstverwaltung noch übrig geblieben ist. Man braucht nicht dabei an die Gemeinden im Operationsgebiet zu denken, auch in den übrigen Teilen des Reichs ist die eigentliche Selbstverwaltung, die Gestaltung und Verwaltung nach eigenem Ermessen im Rahmen gegebener Grundgesetze, zurückgetreten hinter den Kriegsaufgaben. Den Vorrang bei aller gemeindlichen Tätigkeit haben die Kriegs-notwendigkeiten. Was Kriegsnötigkeiten sind, wird zum weitaus größten Teil nicht von den Gemeinden, sondern vom Reich aus be-stimmt. Die Gemeinden sind dabei nur die letzte, die vollziehende Stelle des Reichsauf-trages. Ob es sich um die Organisation und die Durchführung der Ernährungswirtschaft han-delt, um die Wirtschaftsorganisation und Gü-terverteilung, um den Familienunterhalt oder die weitgehenden polizeilichen Aufgaben auf den verschiedensten Gebieten, von der eigentlichen gemeindlichen Selbstbestimmung im gewöhn-lichen Sinne, ist hier wenig mehr übrig ge-blieben. Die Gemeinden sind Beauftragte, ja sogar weitgehend Organe des Reichskriegs-apparates geworden.

Bei alledem ist also von eigentlicher selbst-verwaltender Tätigkeit der Gemeinden theore-tisch wie praktisch recht wenig übrig geblieben, und wenn man nach der gemeindlichen Selbst-verwaltung fragt, so könnte man auf den ersten Blick versucht sein, nur an die Lastentragung zu denken, denn hier ist bei den vermehr-ten Arbeitsgebieten der Gemeinden, abgesehen von den 4/5, die beim Familienunterhalt das Reich trägt, und von anderen, stellenweise noch nicht hinreichend geklärten Einzelfragen tat-sächlich eine wesentliche Aufgabe der Gemein-den: die Beschaffung der Finanzen. Die Ge-meinden haben einen Kriegsbetrag zu entrich-ten, wie, das ist ihre Sache; sie haben die Kos-ten ihres Anteils für den Familienunterhalt zu bestreiten, die Mehrkosten an persönlichen und sächlichen Verwaltungsausgaben, erhöhte polizeiliche Ausgaben usw.

Mit alledem erschöpft sich aber die gemein-dliche Tätigkeit keineswegs. Das Aufgabengebiet einer Gemeinde ist unendlich reichhaltig und mannigfaltig. Und daran hat sich dem Grunde nach nichts geändert. Geändert hat sich in der Hauptsache nur die praktische Behandlung der übrigen Aufgabengebiete, die hinter die Kriegs-aufgaben der Gemeinden, ihre Sicherung und Durchführung zurücktreten müssen. Der Krieg hat insofern keineswegs die Selbstverwaltung getötet, sondern sie auf den verschiedensten Ge-bieten, die nach wie vor Selbstverwaltungsge-biete geblieben sind, in ihrer praktischen Wirksamkeit zugunsten der Kriegsaufgaben be-schränkt, natürlich wird diese Beschränkung sich

mit der Dauer immer stärker bemerkbar machen.

Unstreitig bringt also die Kriegszeit für die gemeindliche Selbstverwaltung Gefahren mit sich. Diese Zeit ist aber vielmehr noch eine Zeit der **Bewährung der gemeindlichen Selbstver-waltung** — oder besser ausgedrückt — des ge-meindlichen Selbstverwaltungsapparates. Die Leistungen im vergangenen Kriege bilden ein Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen ge-meindlichen Selbstverwaltung. Jetzt gilt es, diese Leistungen zu wiederholen und noch zu steigern. Eine Einrichtung hat erst dann An-spruch auf allgemeine Anerkennung, wenn sie sich in Zeiten höchster Anspannung aufs Beste bewährt. Es ist bekannt, daß die gemeindliche Selbstverwaltung nicht nur bedingungslose Verfechter hat. Gerade jetzt gilt es, durch größte Leistungen die Bewährungsprobe zu bestehen und jedem, ob Anhänger oder Nichtanhänger, zu zeigen, wie berechtigt, ja, wie unbedingt not-wendig die gemeindliche Selbstverwaltung in Zeiten wie heute ist. Also im Kriege erst recht eine gemeindliche Selbstverwaltung!

Der „Sole“ am Brückengeländer

Einen wenig angebrachten Scherz

hat sich ein Spahvogel in Salzburg geleistet. In früher Morgenstunde wurde die Polizei da-von verständigt, daß sich am Brückengeländer des Museums-Steges ein Unbekannter erhängt habe und frei über der Salzach schwebe. So-fort zur Stelle eilende Polizeibeamte stellten fest, daß es sich bei dem Toten nicht um einen Menschen handelte, sondern um eine Puppe, die irgendjemand dort aufgehängt hatte. Der „Spahvogel“ wird polizeilich gejagt, um zur Verantwortung gezogen zu werden.

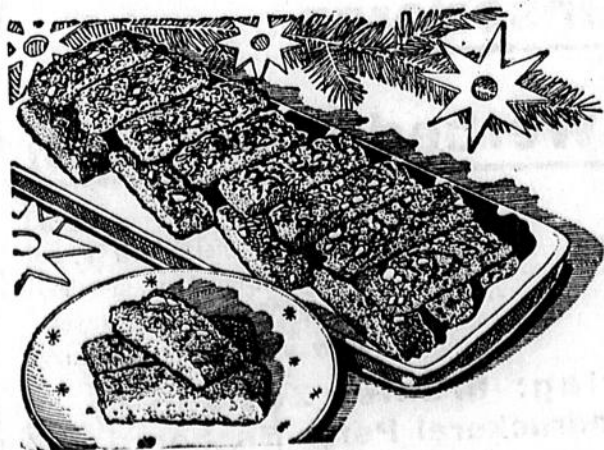
Schweres Aufounslück in Ungarn

Zwei Personen tot.

In der Nähe von Gördöböl stießen ein Privatkraftwagen und ein Lastkraftwagen in voller Fahrt zusammen. Die beiden Insassen des Privatwagens wurden in hohem Vogen auf die Straße geschleudert und auf der Stelle getötet.

Der Weihnachtsbaum im Wandel der Zeiten

Ohne Weihnachtsbaum würde Weihnachten den besonderen Zauber verlieren, den das Fest auf jedes deutsche Gemüt ausübt. Und doch ist der Brauch, einen Weihnachtsbaum zu schmük-ten, nicht so alt wie wir annehmen. Wir fin-den ihn erstmalig im 17. Jahrhundert besträ-kt. Von Süddeutschland verbreitete sich der Weihnachtsbaum sehr schnell über alle Länder germanischer Zunge. Kein anderer deutscher Volksbrauch kann sich eines gleichen Siegeslaufs rühmen. Wie kam man auf den Gedanken, gerade die Tanne zum Weihnachts-fest als Schmuck ins Zimmer zu verpflanzen? Die Deutschen hatten stets eine ehrliche Freude an der Natur, besonders am Wald, und da um die Weihnachtszeit nur die Nadelbäume ein grünes Kleid aufzuweisen haben, trugen un-sere Vorfahren Tannen oder Fichten ins fest-liche Heim. Aus dem heidnischen Glauben übernahm die christliche Kirche die Wunderer-zählung, daß um Weihnachten an den Obst-bäumen zum zweiten Male Früchte reifen. Zu diesen doppelt blühenden und fruchtbaren Bäumen zählte vor allem der Apfelbaum, und so erklärt sich die Gewohnheit, den Tannen-baum mit Äpfeln zu schmücken. Diesem Be-standteil gefellte sich bald Zuckerzeug zu, aber Kerzen und Fittergold ließ man noch nicht zwis-chen den ersten grünen Zweigen aufleuchten. Die Weihnachtsstille des Kerzenanflandes war früher ein selbständiger Segensbrauch und wurde erst später im 18. Jahrhundert mit dem Weihnachtsbaum verbunden. Nach den nabo-leonischen Kriegen betrachtete das deutsche Volk den Weihnachtsbaum als Wahrzeichen des Deutschtums. Dafür gilt er noch heute den Auslandsdeutschen, die sich eine Weihnachts-tanne oft unter den schwierigsten Verhältnissen auf wochenlangen Fahrten zu Wasser und zu Lande aus der Heimat kommen lassen.



Dr. Oetker-Weihnachtsschnitten

ein lohnendes Rezept ohne Fett.

Teig: 250 g Weizenmehl, 3g (1 Teel.) Dr. Oetker „Backin“, 200g Zucker, 2 Tropfen Dr. Oetker Backöl Bittermandel, 2 gfe. Teel. gemahlener Jint, 2 Eier, 50 g Mandeln oder Haselnußkerne, 30 g Zitronat.
3. Am Backen:
Etwas entrahmte Frischmilch.
3. Am Backen:
15 g Mandeln oder Haselnußkerne, 1 Päckchen Dr. Oetker Vanillinzucker.

Mehl und „Backin“ werden gemischt und auf ein Backblech (Tischplatte) gestrichen. In die Mitte wird eine Vertiefung eingedrückt. Zucker, Gewürze und Eier werden hineingegeben und mit einem Teil des Mehls zu einem dicken Brei verarbeitet. Darauf gibt man die mit der Schale gehackten Mandeln (Haselnußkerne) und das in kleine Würfel geschnittene Zitronat. Man drückt alles zu einem Kloß zusammen und oerhnet von der Mitte aus alle Zutaten schnell zu einem glatten Teig. Sollte er kleben, gibt man noch etwas Mehl hinzu. Man formt 3-4 Teigrollen in der Dike eines Zwelfmarkstückes, drückt sie etwas platt, bestreicht sie mit Milch und bestreut sie mit in feine Scheiben geschnittenen Mandeln (Haselnußkernen) und Vanillinzucker. Die Rollen werden nicht zu dicht nebeneinander auf ein gefettetes Backblech gelegt.

Backzeit: Etwa 20 Minuten bei guter Mittelhitze. Sogleich nach dem Backen werden die Rollen in gut 1 cm breite große oder feine Streifen geschnitten. Bitte ausschneiden!

mit
Dr. Oetker
Backpulver
„Backin“

Deutsche Soldatengräber in Polen von 1914 bis 1939.

Im Dezemberheft der Zeitschrift „Kriegsgräberfürsorge“ erscheint ein ausführlicher Bericht über das Schicksal der deutschen Soldatengräber in Polen von 1914 bis zur Gegenwart und über die bisherige Arbeit des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge in diesem Gebiet. Nach der Zahl der dort ruhenden deutschen Gefallenen steht Polen unter den Frontgebieten des Weltkrieges an zweiter Stelle hinter Frankreich, als Arbeitsgebiet für die Kriegsgräberfürsorge jedoch an erster Stelle, da die Arbeit in Frankreich zu 2/3 vom Volksbund bereits geleistet ist. Der Widerstand der polnischen Regierung — Weitläufigkeit des Landes, die schlechten Wegeverhältnisse und der Mangel an geschulten Arbeitskräften dürfen dabei nicht vergessen werden — hat die Arbeit des Volksbundes in Polen lange verhindert und bis auf den letzten Tag erschwert. Trotzdem konnte der Volksbund, vielfach mit Hilfe der Volksdeutschen, die Erhaltung und Pflege zahlreicher deutscher Kriegsgräberstätten in Polen vorläufig sicherstellen und in den letzten Jahren mit der endgültigen Ausgestaltung deutscher Ehrenstätten in der Wojewodschaft Warschau beginnen. Mit dem deutschen Sieg in Polen hat die Wehrmacht die Kriegsgräberfürsorge übernommen und führt sie in Zusammenarbeit mit dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, der sich dem Oberkommando der Wehrmacht zur Verfügung stellte, durch.

Architekten des Volksbundes sind den Gräberoffizieren in Polen beigegeben, um die Ausgestaltung der Gräberstätten des Weltkrieges und des jetzigen Feldzuges vorbereiten zu helfen. Die Kriegsgräberfürsorge in Polen wird jetzt mit aller Energie durchgeführt. So wird sich der Wille des Bundes auch im Osten zeigen und wird künden von fester Kraft deutschen Soldatentums, von Dank und Treue des Volkes und von des Reiches Macht und Herrlichkeit.

Dörfliche Gemeinschaftspflege

DKF. Während in der Stadt Gaststätten, Theater und Kino auch jetzt im Kriege einem jeden der Abwechslung sucht, Erholung und Entspannung bieten, bilden für den Landbewohner während der langen Winterabende die Darbietungen des Rundfunks zumeist die einzige Abwechslung, die natürlich das gesellige Beieinander, die Aussprache von Mensch zu Mensch nicht ersetzen kann. Deshalb ist es gerade jetzt an der Zeit, das dörfliche Gemeinschaftsleben durch Heimat- oder Gemeinschaftsabende oder ähnliche Veranstaltungen zu pflegen und zu fördern! auf diese Weise schafft man nicht nur dem einzelnen Dorfbewohner eine willkommene Abwechslung, sondern stärkt gleichzeitig auch das Zusammengehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühl und damit die Verbundenheit mit der heimatischen Scholle. Natürlich müssen derartige Veranstaltungen der Eigenart der bäuerlichen Lebensweise angepasst sein, wobei sich gerade aus der Alltäglichkeit des Lebens heraus das Gemeinschaftsleben am besten gestalten lässt. Deshalb ist gerade auf dem Lande größte Einfachheit und Volkstümlichkeit im Plaze. Lange, ermüdende Vorträge sowie die Aufführung von Theaterstücken, die ihrem Wesen und Inhalt nach dem Dorfbewohner weisensfremd sind, müssen unterbleiben.

Die besten Mittel zur Ausgestaltung derartiger Abende sind gemeinsamer Gesang von Volksliedern, Volkstänze oder Laienspiele. Überhaupt sollten die Dorfbewohner selbst nach Möglichkeit zur aktiven Mitwirkung bei der Ausgestaltung herangezogen werden, wobei jedoch auf das besondere Hervortreten einzelner nach Möglichkeit verzichtet werden sollte, da dadurch der Gemeinschaftscharakter der Veranstaltung zu sehr in den Hintergrund tritt. Natürlich bedarf es bei derartigen Veranstaltungen einer leitenden und führenden Hand, wobei die Leitung den übrigen Beteiligten niemals allzu stark zum Bewusstsein kommen darf, weil dadurch Natürlichkeit und Ungezwungenheit leiden würden.

Diese Führung kann naturgemäß nur derjenige übernehmen, der von frühesten Jugend auf mit dem dörflichen Gemeinschaftsleben verwachsen und mit dem dörflichen Leben in allen Einzelheiten vertraut ist, das wird in vielen Fällen der **Bürgermeister** des Dorfes sein. Das soll natürlich nicht heißen, daß sich der Bürgermeister einfach über alle anderen hinwegsetzen und leicht auch noch Vergünstigungen des Dorfes werden sollte. Diese dörfliche Gemeinschaftsarbeit darf nicht „von Amtswegen“ geschaffen und nicht als behördliche Angelegenheit aufgeführt und durchgeführt werden. Gemeinschaftspflege steht vor allen Dingen auch voraus, daß in der Gemeinschaft vorhandenen Kräfte genutzt und eingelegt werden. So wird der Bürgermeister mit der Ortsbauernschaft eng zusammenarbeiten, wo es sich um Feste oder andere handelt, die mit dem bäuerlichen Leben eng verbunden sind; in ähnlicher Weise werden natürlich auch andere Berufsstände

näherherangezogen. Es ist ja selbstverständlich, daß jeder wollen nach Wort und Weise eingepreßt sein. Volkstänze sind so auszuführen, daß sie wieder dem Volkstume nahe gebracht werden. Festräume sind zu schmücken und vielleicht auch kleine leichtathletische Vorführungen oder Wettkämpfe vorzubereiten. So gibt es vielerlei, was zu bedenken ist und was der Bürgermeister auf keinen Fall alles selbst erledigen kann. Er kennt aber sein Dorf, kennt die Fähigkeiten und Eigenarten eines jeden Dorfbewohners und weiß im Notfalle auch, durch welche Organisation er von außen her Hilfe erhalten kann. So wird also die bürgermeisterliche Initiative und Hilfe in den meisten Fällen unerlässlich sein, und wenn es einmal gilt, aus dem Gemeindefadell im Rahmen des möglichen ein wenig beizuführen, so wird er sich auch nicht kleinlich zeigen.

Kriegsnot fördert Wohlbedinden

DA. Man hat während des Weltkrieges festgestellt, daß die Kurve der Zuckerkrankheit herunterging und auch die Zahl der rheumatischen Erkrankten abnahm. Man hat diese auffallenden Tatsachen mit einer sparsameren Ernährung, vor allem mit fleischarmer und vegetarischer Kost in Verbindung gebracht. Vielfach wurde während des Krieges festgestellt, daß auch die Darmträgheit durch eine mehr vegetarische Ernährung günstig beeinflusst wurde.

Die neuere Forschung hat diese Beobachtungen bestätigt. Die Bevorzugung von Fleisch, Wurst, pikanten Delikatessen, scharfen Soßen, Weißbrot, Gebäck, Schokolade usw. ist recht ungünstig für einen gesunden Ablauf der Darmtätigkeit. Infolge ihres geringen Zellulosegehaltes übt diese Kost zu wenig Reize auf die Darmbewegung aus. Die vorzugsweise pflanzliche Kost hingegen hat man in Kreisen der Ärzte mit der Wirkung eines „Darmbelens“ verglichen. Bei Störungen der Darmtätigkeit, bei auftretender Verstopfung, empfehlen deshalb die Ärzte eine **vegetarische Grundkost in Verbindung sogar mit Rohkost**. Sämtliche Rohkost, grüne Salate, Tomaten, Gurken, Rettich, Zwiebeln, Radieschen, Rüben sind vorzüglich; ebenso regelmäßig Obst in rohem Zustand, Vollkornbrot, Milchprodukte (Sauermilch, Buttermilch, Quark), rohes Sauerkraut (morgens nüchtern), Dörrobst, Feigen in Wasser gewaschen (morgens nüchtern). Vor allem aber ist die Medizin auf ein altes bewährtes Volksheilmittel zurückgekommen. Ganz ausgeglichen zur Belebung der Darmtätigkeit und zur Entgiftung des Stoffwechsels wirkt die **Heilerbe**. Man soll täglich 1 bis 2 Teelöffel, in einem viertel Glas kaltem oder lauwarmen Wassers verrührt, morgens nüchtern und abends vor dem Schlafengehen einnehmen. Die Wirkung wird gesteigert, wenn die Heilerbe trocken und gut eingeweicht eingenommen wird. Vorzüglich ist außerdem leichte **Gymnastik**.

Brennstoffsparsam

durch vernünftige Fensterverbundung.

DA. Ein wenig nachgedacht und man hat schnell die Beziehungen zwischen Verbundung und Heizung heraus. Aus recht guten Gründen werden vielfach **Doppelfenster** in den Häusern eingebaut. Ein Raum mit Doppelfenstern heizt sich nämlich bequemer und sparsamer als ein Raum mit Einfachfenstern. Brennstoffsparsamkeit haben das genau ausgerechnet. Sie haben dabei mit Braunkohlenbriketts experimentiert, weil dies der gebräuchlichste Brennstoff in den deutschen Haushalten ist. Herausgekommen ist dabei folgendes: **Um den Wärmeverlust von 2 Fenstern üblicher Größe zu decken, braucht man bei unabgedichteten Einfachfenstern 7 1/2 Zentner Braunkohlenbriketts und bei abgedichteten Doppelfenstern nur etwa 2 1/2 Zentner während der durchschnittlichen Heizperiode.** Die dichtschließenden Doppelfenster ersparen uns somit in einem Winter 5 Zentner Braunkohlenbriketts. Wenn man richtig rechnet und an die vielen nicht abgedichteten Fenster in Deutschland denkt, so werden also nur deshalb viele Millionen Zentner Briketts verschwendet, weil die Fenster nicht in Ordnung sind und aus ihnen allzu viel Wärme nach außen entweicht.

Es ist nicht schwer, Fenster abzudichten. Man nimmt dazu Papier- oder Filzstreifen. Man legt zwischen Außen- und Innenfenster Decken ein, oder Rollen aus Papier oder Stroh. Das wirkt wärmehaltend. Das Stroh muß man aber in Stoff einnähen. Auch Fenstervorhänge, unter dem Fensterbrett angebracht, sind äußerst nützlich. Man spart dadurch Brennstoff.

Aber was hat das mit der **Verbundung** zu tun? Viele Leute verbundeln ihre Fenster so, daß sie an den Innenfenstern mit Reihnädeln Verbundungspapier befestigen. So kommt es, daß die Innenfenster bei Tageslicht geöffnet sind. Dadurch geht natürlich die Wirkung des Doppelfensters völlig verloren, es hält die entweichende Wärme nicht mehr auf. So kommt Brennstoffverschwendung zustande. Und das ist in heutigen Tagen äußerst bedenklich.

Dabei kann dieser unvernünftigen Brennstoffverschwendung ohne besondere Mühe und Kosten und auf die einfachste Weise entgegengetreten. Die **Verbundungseinrichtung** muß so vorgenommen werden, daß man die **Innenfenster auch bei Tag schließen kann**. Entweder befestigt man an den Innenfenstern die Verbundungsfäden so, daß man sie am Tage abnehmen kann, z. B. durch abnehmbare Platten aus Pappe, oder man schafft sich einfache Verbundungsrollen an, die man vor dem Innenfenster, wie es angeordnet ist, herunterläßt. Die Anschaffung kostet kaum Geld. Jedenfalls stehen diese geringen Ausgaben nicht im Verhältnis zu den größeren Beträgen, die andernfalls durch eine unvernünftige Verbundungsmäßnahme an zusätzlichem Brennstoff verschwendet werden.

Knabe von einer Bärin entführt

Sie nahm ihn als Ersatz für ihre getöteten Jungen.

Eine seltsame Entführung wird aus einem Dorf der Sapuleberge in Jugoslawien berichtet. Dort waren in einer Höhle ein Wurf junger Bären entdeckt und getötet worden. Die heimkehrende Bärenmutter fand zu ihrem Kummer die Höhle leer und suchte sich dafür an den Menschen auf seltsame Weise: Sie überraschte einen siebenjährigen Knaben beim Schachspielen und trug den Erschrockenen, der sich nicht zu wehren wagte, mit ihren Zähnen fort in ihre Höhle. Hier — so heißt es — pflegte sie den Knaben nach Kräften und brachte ihm von ihren Streifjügen Nahrung mit. Das Verschwinden des Jungen war natürlich aufgefallen, man veranstaltete eine Suchaktion und konnte den Entführten aus der Höhle retten, als die Bärin gerade wieder einmal abwesend war. Auf dem Wege zum Dorf aber kam die Bärin den Männern schon wieder nachgesetzt, in höchstem Maße erregt über den unerklärlichen Verlust. Die Retter flüchteten mit dem Knaben in ein Haus, das nun lange Zeit von der jammervollen Bärin belagert wurde. Endlich gelang es, das Tier durch einen wohlgezielten Schuß zu töten. Wieviel diese rührende Bärengegeschichte nichts ist als ein „Bär“, den man jemandem aufgebunden hat, wissen wir natürlich nicht. Im Winter, am begünstigten warmen Ofen, soll ja gelegentlich das „Jägerlatein“ auch ganz hübsch blühen ...

Biskole entlud sich in der Rocktasche

Mangelnde Vorsicht führt zum Tode.

Bei dem Umgang mit Schusswaffen muß immer wieder zur äußersten Vorsicht und zur richtigen Behandlung und Handhabung der selben gemahnt werden. Insbesondere gilt das auch für die Aufbewahrung der Schusswaffen. Durch Leichtsinn in dieser Beziehung wird immer wieder Unheil angerichtet. Ein bedauerlicher Vorfall, der sich zu Ostern bei Marienbad abspielte, sollte jedem eine Lehre sein. Dort ging der Bauer Alois Braun mit seinem Stiefsohn in den Wald, um Holz zu schlagen. Da ihm bei der Arbeit zu warm wurde, zog er den Rock aus und warf ihn auf einen Steinhaufen. Er hatte vergessen, daß er eine geladene und — was das Schlimmste war — im geschickte Flobertpistole in der Rocktasche stecken hatte. Beim Aufschlag auf den Steinhaufen ging der Schuß los. Die Kugel traf den Bauern in den Leib. Er starb wenige Minuten später, ein Opfer seiner eigenen Unvorsichtigkeit.

Kaffeepfeulanten in Rom

exemplarisch bestraft.

Die zuständigen Behörden von Rom haben die Schließung von 15 Geschäften angeordnet, die gegen die Preisdisziplin verstoßen und Kaffee zu Wucherpreisen verkauft hatten. Der Kaffeeröster Bonini in Florenz hatte acht Doppelpentner Kaffee versteckt und dem Konsum entzogen; er erhielt dafür 4 Monate Gefängnis.

nis. Außerdem wurde ihm eine Geldstrafe in Höhe von 4000 Lire zudikt.

Zeitgemäße Weihnachtsbäckerei

DA. Auch zu diesem Kriegswinter werden wir und brauchen wir keineswegs auf den schönen Brauch der Weihnachtsbäckerei verzichten. Durch Sonderzuteilung an Butter und Eiern im Monat Dezember ist jede Hausfrau in der Lage, mit selbsthergestelltem Weihnachtsgebäck aufwarten zu können; es liegt an ihr, so hausälterlich wie möglich zu verfahren, damit die Weihnachtsbäckerei nicht zu kurz kommt.

Die altbeliebten Rezepte aus Motters Kochbuch wollen wir diesmal lieber ganz beiseite lassen, und selbst bei neueren Backvorschriften können wir hier und da noch Einsparungen an Butter und Eiern machen. Mit der früher fast allgemein vorherrschenden Einstellung, daß man nur mit Butter bzw. Margarine gutes Gebäck erzielen könne, ist durch den Krieg längst aufgeräumt worden. Die aufgekärte Hausfrau weiß, daß sie ebenso gut mit Talg, Pflanzenfett oder Del baden kann, und daß diese Fette — insbesondere das Del — viel ergiebiger sind. Sind im Rezept 100 g Butter angegeben, treten dafür 50 g Del, und schon sind 50 g wertvollen Fettes eingespart. Auch können wir die angegebene Fettmenge etwas reduzieren, wenn wir ein paar gekochte, geriebene Kartoffeln (Pellkartoffeln) an den Teig geben, wodurch er locker wird. Ebenso wird durch das Mitverwenden von Kartoffelmehl (etwa ein Drittel der benötigten Menge) fast jedes Gebäck wesentlich feiner. Eier können wir beim Zurechtmachen des Teiges einsparen durch Zuhilfenahme der sehr eiweißreichen entrahmten Frischmilch (in frischer oder getrockneter Form) oder durch Untermischen von Mager (Weißkäse), den wir aus entrahmter Frischmilch oder Buttermilch selbst herzustellen vermögen. Uebrigens machen Eier in vielen Fällen den Teig nur trocken. Christstollen z. B., die recht lange saftig bleiben sollen, backt man ganz ohne Eier, wie überhaupt Heftelchen schmackhafter ausfallen, wenn man die Eier wegläßt. Dafür kommen an das Weihnachtsgebäck reichlich Rosinen, Zitronat usw., die den Teig schmecken und würzigen machen. Außerdem hängt der Ausfall des Backens auch von Art und Beschaffenheit der Backröhre ab. Bei ungleichmäßiger oder zu starker Hitze läuft die Hausfrau nicht nur Gefahr, daß ihr schöner Kuchen anbrennt, sondern der Teig trocknet auch beim Backen unnötig aus.

Nachstehend einige zeitgemäße Backrezepte, die trotz bescheidener Zutaten auch anspruchsvollem Geschmack Rechnung tragen: **Weihnachtliches Knechtgebäck:** 200 g Mehl, 100 g Kartoffelmehl, 100 g Margarine, 1 Ei, 1 Päckchen Vanillezucker, 1 Teelöffel Backpulver, 60 g Zucker, 1—2 Eßlöffel entrahmte Milch. Zum Bellegen Mandarinen oder Nüsse. — **Matronentugeln:** 60 g Margarine mit 200 g Zucker und 2 Eigelb schaumig rühren; Dazu evtl. 1 Eßlöffel Kakao oder geriebene Schokolade und 250 g Hafersoden, den Schnee der zwei Eiweiße und Zitronenwürze (ein wenig aufgelöste Zitronensäure). Kugeln daraus formen, die man auf ein gefettetes, mit Mehl bestreutes Backblech gibt und am nächsten Tag abbakt. —

Schichtorte: 2 Eigelb, 4 Eßlöffel Wasser, 200 g Zucker, 1 Vanillezucker tüchtig verrühren. Dazu 100 g gesiebtes Mehl, 100 g Kartoffelmehl und 1/2 Backpulver. Nach dem Erkalten die Teile in drei Schichten schneiden und die Schnittflächen mit Marmelade und Vanillepuddingcreme bestreichen, so daß Marmelade und Vanillecreme aufeinanderkommen. Das Ganze mit einem mit Rumaroma gewürzten Zuckerüberzug versehen. E. Kn.

Verantwortlich für den Schrift- und Anzeigenenteil Paul Becher in Brühl. Verlag: Paul Becher in Brühl. 3. Jh. ist Preisliste Nr. 9 gültig.

Regelmäßige Werbung gehört zur guten Kundenpflege.

Friseure!

2 neue Klappfriseurstühle preiswert abzugeben.

Möbel Grewe, 851n, Neumarkt 27-29

Portemonnaie mit Inhalt verloren. Gegen Belohnung abzugeben in der Geschäftsstelle.

Die Hausfrau liest alles

In ihrem Blatte, nicht nur die Familienangelegenheiten, auch die Kaufangebote und Kaufverträge. Ihr wird mit einer Reihe neuer Anzeigen der beste Dienst erwiesen, denn mit diesem Blatte erkennt sie den Vorteil dieser Anzeigebörse.

Doppelt hält besser

1. Inserieren

2. Werbedrucksachen

Als Zeitungsverlag u. Buchdruckerei bieten wir Ihnen beide Möglichkeiten einer neuzeitlichen Kundenwerbung und Umsatzsteigerung

Verlag: Brühler Zeitung
Buchdruckerei Peter Becher